



Berlin, den 23. April 1898.

Israels Sozialreform.

Man pflegt von einer „sozialen Frage“ zu sprechen, wenn sich weite Kreise der Gesellschaft in ihren materiellen Lebensbedingungen unzufrieden fühlen und auf Mittel zur Abhilfe sinnen. In erster Linie hat man dabei die soziale Frage der Gegenwart im Auge, wo die Unzufriedenheit breite Schichten der Bevölkerung ergriffen und in Bewegung gesetzt hat und wo unzählige Projekte zur Hebung von Noth und Unzufriedenheit aufgetaucht, viele Aktionen der Selbsthilfe, Staatshilfe und Philantropie auch thatsächlich durchgeführt oder mindestens geplant worden sind. Man muß sich jedoch hüten, die soziale Frage als eine ausschließlich moderne Erscheinung anzusehen: jede große Wirtschaftsepoche hat auch ihre spezifische soziale Frage gehabt.

Wir finden bereits in den ältesten Zeiten, auf die das volle Licht der Geschichte fällt, in Israel wie in Hellas und Rom, den sozialen Antagonismus der Klassen, den Kampf der Parteien in Gemäßheit der wirtschaftlichen Klassengegensätze und soziale Reformbestrebungen: also Alles, was eine „soziale Frage“ konstituiert. Und diese soziale Frage erscheint in der antiken Wirtschaftsepoche in bestimmten Formen, die bei jenen sonst so verschieden gestarteten Völkern gleichmäßig wiederkehren: vor Allem in der Form eines Kampfes ums Land, eines Kampfes der Parzellenbauern gegen den Latifundienbesitz, so daß die soziale Reform hier immer auf Erhaltung des bäuerlichen Mittelstandes abzielt, also sich wesentlich als „Mittelstandspolitik“ darstellt. Das war einfach die Konsequenz der wirtschaftlichen Struktur der antiken Gesellschaft, wo die Wohlhabenheit sich vorzugsweise auf Landbesitz gründete, der Kleinbetrieb in Landwirtschaft und städtischem Gewerbe die

Regel war, die Bauern die große Majorität der freien Bevölkerung repräsentierten, schließlich ein wesentlicher Theil des Proletariates aus Sklaven — die aus sich keine „Frage“ machen konnten — bestand: so konnten damals nicht die wirtschaftlichen Nöthe des Arbeiterstandes, sondern nur die des Mittelstandes sich zu einer sozialen Frage großen Stiles entwickeln. Der ökonomische Prozeß, der zur Schaffung von Latifundien auf Kosten der kleinen Eigenthümer führt, nimmt in allen Ländern antiker Civilisation prinzipiell den gleichen Verlauf. Irgend wann einmal geräth der Bauernstand in eine Nothlage: durch Mißernten, durch Kriegsdienste fürs Vaterland, durch den Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft oder durch preisdrückende Konkurrenz fremden Getreides. Der Bauer wendet sich um Darlehen an seinen reichen Nachbarn, der es auch gern gewährt, weil er, falls die Schuld nicht bezahlt wird, sein Gut durch Einziehung der verschuldeten Bauernhöfe zu Latifundienbesitz arrondiren kann. Zu diesem Effect kommt es nun in Wirklichkeit bald genug. Zunächst pflegte in jenen alten Zeiten der übliche Zins recht hoch zu sein, in der Regel 10 bis 20 Prozent: wie sollte da der Ertrag des Bauerngültchens die Bezahlung solcher Zinssummen ermöglichen? Selbst wenn es aber dem Bauern gelang, seine Zinsen regelmäßig abzuführen, war er seinem Gläubiger doch auf Gnade und Ungnade ausgeliefert: denn wie sollte er im Stande sein, das geliehene Kapital innerhalb kürzerer Frist zurückzuzahlen? Ein Gut bringt bekanntlich nicht schnellen Kapitalertrag, es befähigt also einen nicht kapitalkräftigen Besizer zur Rückzahlung des geliehenen Kapitals in der Regel nur dann, wenn der Modus der Amortisation der Schuldsomme durch kleine jährliche Theilzahlungen gewählt wird: so war damals der Bauer, der eine größere Summe geliehen hatte, meist verloren und sein Gut zu Gunsten des reichen Gläubigers verfallen. Das ist der typische Verlauf des ökonomischen Klassenkampfes im Alterthum, — der häufig genug noch durch offene oder versteckte Gewalt beschleunigt wurde, sei es durch Austreibung der Bauernfamilien, wie sie in Italien vorgekommen, oder durch Rechtsbeugung, wie sie für Israel und Utika konstatirt worden ist.

Nun werden wir die Klagen der Propheten in Israel, der Weisen in Hellas und der Volkstribunen in Rom verstehen.*) „Israel, Jahwes Volk“, klagt Hosea, „ist zum Kanaan, zum Krämervolk geworden, das da spricht: Bin ich doch reich geworden, habe Wohlstand erlangt, alle meine Erwerbungen werden mir zu keiner Verschuldung gereichen, die Verbrechen wäre.“ Und erst recht wendet sich Jesaja gegen die durch die geschilderten Praktiken gebildeten großen Grundherrschaften, indem er zornig droht: „Wehe Denen, die Haus an Haus reihen, Feld zu Feld schlagen, bis kein Raum mehr ist und Ihr allein wohnen

*) S.: Georg Adler, „Die Sozialreform im Alterthum“, Jena, Fischer.

bleibt inmitten des Landes.“ Und noch schärfer wendet er sich gegen den frevelnden Mißbrauch der Gerichtsstätte durch die Reichen: „Wehe, wie ward zur Hure die treue Stadt, Zion, das mit Recht einst erfüllte! Dein Silber ward zu Schlacken, Deine Führer Genossen der Diebe, ein Jeder liebt Bestechung, jagt dem Lohne nach, der Wittwe Hader kommt nicht an sie, die Waise richten sie nicht. . . Der Mann von Juda hoffte auf gut Regiment und siehe da: ein Blutregiment, — auf Rechtsprechung und siehe da: Rechtsbrechung.“

Dem gegenüber entsteht, ungefähr seit dem Jahre 700, zu Gunsten der besipflosen Schichten eine mächtige Strömung, als deren hervorstechendste Träger gewisse Propheten, zumal Jesaja, angesehen werden müssen: nach deren Plänen sollte die wirtschaftliche Reform ihr Theil zur Wiederaufrichtung des alten, einfach erhabenen Volksthumus und zur Wiederherstellung von Israels Glanz und Herrlichkeit beitragen. Und so wurde im Anschluß an die alten humanitären Forderungen des israelitischen Rechtes — Verbot des Zinses unter Volksgenossen, Freilassung des zum Schuldklaven degradirten Bürgers nach sieben Jahren u. s. w. — eine weitgehende Reform des Schuld-, Arbeiter- und Armenrechtes verlangt. Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts kam dann die reformatorische Partei, der die eingetroffenen prophetischen Drohungen überall Anhang verschafft hatten, zu Einfluß und schließlich gelang es ihr auch, den jungen König Josias für sich einzunehmen: so „ließen sich die Umstände günstig an, um mit dem umfassenden Programm einer Neugestaltung der Theokratie hervorzutreten. Im Jahre 621 wurde das Deuteronomium entdeckt, anerkannt und eingeführt“ (Julius Wellhausen). Damit war endlich greifbar formulirt, was die Propheten bisher in dunklen Worten zur Um- und Einkehr Israels gepredigt hatten. Und diese prophetischen Ursprünge der im Deuteronomium vorliegenden Volksgesetzgebung treten in dessen sittlich-religiösen Grundgedanken klar genug hervor: der Mensch soll sich in allen Lebensbeziehungen zu einer höheren Moral bekennen und gegen seine Mitmenschen, zumal die armen, stets humaner Handlungen befleißigen. Der starre Egoismus soll abgethan werden und eine neue Sozialethik heraustrimmen, die den Gesetzgeber möglich und praktikabel dünkt: „Die Forderungen, die ich an Dich stelle, sind nicht unerreichbar für Dich und nicht fernliegend; nicht im Himmel, so daß man sagen könnte: wer kann hinauf in den Himmel und sie herab holen und uns mittheilen, daß wir sie erfüllen! Nicht jenseits des Meeres, so daß man sagen könnte: wer kann herüber über das Meer und uns mittheilen, daß wir sie erfüllen! Sondern sehr nah liegt Dir die Sache, in Deinem Munde und in Deinem Herzen, so daß Du sie thun kannst.“ Die sozialen Reformen, die das Deuteronomium anordnet, bezwecken in erster Linie die Erleichterung der Lage des Schuldners: ganz begreiflich in einer Zeit, wo sich der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit

vornehmlich in der Kreditnoth der kleinen vermögenslosen Bauern und im Druck des Leihkapitals darstellte. Im Einzelnen werden — in Anknüpfung an die vorhin erwähnten altisraelitischen Vorschriften — die folgenden Anordnungen zu Gunsten des Schuldners erlassen. Erstens wird es nicht gestattet, vom Volksgenossen Zins für geliehenes Kapital zu nehmen. Dann wird das Pfandrecht des Gläubigers beschränkt, indem die zum Leben nothwendigen Dinge von der Pfändung ausgeschlossen werden. Weiter soll der Schuldklave im siebenten Jahre entlassen werden, und zwar nicht bettelarm — so daß er gleich wieder in die alte Misere verfällt —, sondern er soll von den Schafen, der Tenne und der Felter seines Gläubigers eine gehörige Last erhalten. Ferner wird jedes siebente Jahr als sogenanntes „Erlaßjahr“ proklamirt, in dem jedes Darlehen ohne Rückzahlung verfallen ist. „Der Gläubiger“, heißt es im Gesetz, „soll seinen Nächsten und Volksgenossen nicht drängen. Was Du von Deinem Volksgenossen zu fordern hast, sollst Du erlassen. Hüte Dich jedoch, daß in Deinem Herzen ein nichtswürdiger Gedanke aufsteige, nämlich: das siebente Jahr, das Jahr des Erlasses, ist nah, — und daß Du nicht einen mißgünstigen Blick auf Deinen armen Volksgenossen werfest und ihm nichts gebest; wenn er dann Deinetwegen zu Jahwe schreit, so wird eine Verschuldung auf Dir lasten; vielmehr sollst Du ihm geben und sollst, wenn Du ihm gibst, nicht verdrießlichen Sinnes sein.“ Andere Gesetze verpflichten zu einer weitgehenden Barmherzigkeit gegen Alle, die hilf- und subsistenzlos sind, verlangen vom Israeliten, daß er in jedem dritten Jahre den Zehnten von seinem gesammten Ertrage zu Gunsten von Wittwen, Waisen und verarmten Priestern verwende, und erklären schließlich den Diebstahl auf dem Felde oder im Weinberge des Nächsten zum Zwecke unmittelbaren Genusses für gestattet.

Nimmt man dazu noch das schon seit alter Zeit bestehende Gesetz der Sabbathruhe, das auch für Knecht, Magd und Vieh unbedingte Giltigkeit hatte, so wird man zugeben, daß die jüdische Sozialreform umfassend genug war und von großer Bedeutung hätte werden müssen, wenn sie — zur Durchführung gelangt wäre. Das war aber im Wesentlichen sicherlich nicht der Fall. Wenn auch die prophetische Reformation auf dem Gebiete des Kultus Erfolge aufzuweisen hatte, so wurden doch ihre sozialen und moralischen Forderungen tauben Ohren gepredigt, selbst dann, als sie Gesetzeskraft erlangt hatten. „Sie richteten sich zudem besonders an die oberen Stände, und diese zur Selbstverleugnung zu zwingen, war nicht so leicht, wie das Volk zum Verlassen seiner Altäre“ (Wellhausen). Einzelne Bestimmungen freilich, wie z. B. die Sabbathruhe, die als hohe religiöse Einrichtung zu Ehren Jahwes galt, wurden wirklich gehalten; und daß bei den Israeliten die Sklaven und Tagelöhner besser behandelt wurden und mehr Barmherzigkeit gegen den Hilfslosen und Armen geübt wurde als irgendwo sonst in der

alten Welt, ist auch als sicher anzunehmen. Aber die wichtigsten Bestimmungen, die wirklich einen kräftigen Bauernstand hätten erhalten können — worauf eben Alles ankam —, haben nur im Augenblick der Einführung praktische Bedeutung gehabt. Das „Erlaßjahr“ mag vielleicht unmittelbar nach seiner Dekretierung gegolten haben — wo es dann wie eine Aufhebung der Schuldenlasten gewirkt hat —, aber auf die Dauer war ein solches Gesetz, das allen realen Bedürfnissen des Wirtschaftslebens ins Gesicht schlug, nicht haltbar: denn wer hätte sich unter der Geltung eines Gesetzes, das jeden unbeglichenen Anspruch eines Gläubigers im siebenten Jahre aus der Welt schaffte, noch zur Gewährung von Darlehen verstehen wollen? So wurde denn das Erlaßjahr faktisch nicht durchgeführt und schließlich sogar auch formell unwirksam gemacht, da der Gläubiger sich durch gerichtliche Erklärung das Recht vorbehalten durfte, seine Schuld zu jeder Zeit einzufordern. Eben so wissen wir, daß auch das Gesetz der Freilassung der israelitischen Schuldklaven im siebenten Jahre auf die Dauer nicht durchgeführt wurde. Und ähnlich ging es mit dem Gebot des Jubeljahres, das später an die Stelle dieses Gesetzes trat: danach sollte jedes fünfzigste Jahr zum Jubeljahr erklärt werden, in dem alle israelitischen Schuldklaven frei ausgehen und aller Landbesitz, der durch Schulden oder Verkauf in die Hände Anderer übergegangen war, ganz von selbst an die Familie des früheren Inhabers zurückfallen sollte. Dieses Gesetz über das Jubeljahr enthält ein tief sinniges sozialpolitisches Prinzip. Der Bauer konnte auf keinen Fall für immer seines Grundstückes verlustig gehen, — und doch konnte das Gut dem Bauern als Grundlage für die Aufnahme von Kredit dienen, da der Gläubiger es ja bis zum Jubeljahr übernehmen und jeglichen Nutzen daraus ziehen konnte. Wenn das Gesetz Giltigkeit erlangt hätte, wären unfehlbar die Bauerngüter erhalten geblieben und die Latifundien der Großen wären unmöglich gewesen. Aber die Kraft der unteren Klassen reichte nur dazu aus, die Ankündigung des Jubeljahres durchzusetzen, nicht aber, seine Ausführung zu sichern. Die herrschenden Stände gewannen bald wieder die Oberhand und verhinderten, wie die jüdische Tradition ausdrücklich bezeugt, daß das Jubeljahr gehalten wurde. So verließ die jüdisch-soziale Bewegung im Sande und ihr einziges bleibendes Resultat war eine gewisse Ethisierung und Humanisierung der wirtschaftlichen Beziehungen in bescheidenem Rahmen. Aber der Same der sozialen Reform, den Israel zuerst gepflanzt hatte, sollte nicht gänzlich verfaulen, sondern Früchte tragen, deren Genuß noch heute das Leben verschönt. Denn in der ganzen Kulturwelt, so schrieb d'Israeli, „wird durch die Gesetze vom Sinai dem rastlos schaffenden Volk alle sieben Tage wenigstens ein Ruhetag gesichert“.



Aus der römischen Verbrecherwelt.

Wie alle großen Städte, hat auch Rom seine geheimnißvolle unterirdische Welt, wo die professionelle Verbrechergesellschaft verkehrt, wo Messerklingen blitzen, wo die tollkühnsten Thaten erfunden und geplant, wo zwischen einem Fluch und einer Bote einem unglücklichen Weibe ihre wenigen Soldi entzissen werden, wo das ganze Heer von Hehlern, schmutzigen kleinen Spekulanten, polizeilich Ueberwachten und zurückgekehrten Sträflingen sein Wesen treibt.

Wer diese geheimnißvolle Welt, diese elendeste Klasse von Abenteurern und Verbrechern kennen lernen will, Der folge mir in ihre Klubs, wo sie ihre Feste feiern, wo sich die unterste Gese des Volkes der Trunkenheit und Lust in die Arme wirft. In diesen Höhlen trifft man gerichtlich Verwarnte (ammoniti), Arbeiter, kleine Schneiderinnen, gefallene Frauen. Im Viertel von San Lorenzo giebt es viele solche Klubs; und um zugelassen zu werden, ist nichts weiter nöthig, als daß man am Eingang sechs bis zehn Soldi bezahlt und daß man nicht wie ein „Onkel“ ausieht; so heißen nämlich im römischen Verbrecherjargon die Polizeiagenten. Es sind gewöhnlich Lokale niedersten Ranges, die aber hin und wieder mit einer plumpen Eleganz ausgestattet sind.

Der Klub Campani, vor den Thoren von San Lorenzo, ist ein Obstladen. Auf der einen Seite wird getanzt, auf der anderen, in dem kleinen Raum, wo die Früchte verkauft werden, ist der Schänktisch. Die tanzenden Paare drehen sich unter Grünzeug- und Tomatenbündeln und den in langen Reihen aufgehängten Knoblauch- und Zwiebelknollen. Der Ladentisch ist zur Tafel umgewandelt, auf der um eine in der Mitte thronende Riesenflasche mit weißem Wein herum die Gläser aufgereiht stehen. Rechts davon ein paar Flaschen mit schlechtem Marsala, ein Teller mit alten Biscuits, — und das Buffet ist fertig.

Wenn ich den Leser an einem Abend des vorigen Jahres in diesen Klub gebracht hätte, so wäre er Zeuge einer der blutigen Szenen geworden, die in solchen Lokalen gar nicht selten sind. Zwei Brüder hatten ihre Schwester mitgenommen, die, wie alle Mädchen, ihren Liebhaber hatte. „Du sollst nicht zweimal hinter einander mit ihm tanzen“, hatte der ältere Bruder gedroht. Aber das Mädchen hatte diese Ermahnung nicht gehört oder nicht hören wollen und wurde nun, gerade als sie sich der Wonne eines Walzers mit ihrem Geliebten hingab, von dem Bruder angefallen. Der jüngere Bruder warf sich dazwischen, die Messer wurden gezogen und die beiden Kämpfer verwundeten

einander. Die Polizei hat den Lärm gehört und sucht in den Kreis einzudringen, dabei entflieht ein Theil der Leute durch eine Thür und andere werfen sich zwischen die Kämpfenden, um sie zu trennen. In diesen Klubs giebt es auch oft aus anderen Gründen als um Weiber Händel. Ich erinnere mich z. B. an eine Schlägerei in der Caffa, einem Klub, den eine Mischung von Fuhrleuten, Kutschern, entlassenen Sträflingen, Dienstmädchen und Dirnen niederster Sorte zu besuchen pflegte. Es handelte sich um ein Wettwalzen; das Paar, das am Besten walzte, sollte von einem Preisrichter-Kollegium Prämien — Säugigkeiten und Wein — erhalten. Der Tanz beginnt. Nun sitzen sich die Fuhrleute, die alten Diebe mit ihren Schönen in den Strudel, mit einem Eifer, als handelte es sich um einen Einbruch oder einen Diebstahl von 100 000 Franken; sie beobachteten einander neidisch und mißgünstig und die Erregung wird immer heftiger, je mehr Paare von den Preisrichtern als zu plump von der weiteren Konkurrenz ausgeschlossen werden. Schon werden die Ausgeschlossenen immer unzufriedener: da verkündet das Kollegium seinen Spruch. Er wird mit Geheul und Pfeifen aufgenommen; die Weiber beschimpfen die Preisrichter mit den kräftigsten Verwünschungen, die nach dem Zuchthause riechen, die Männer werfen Teller vom Buffet, die am Boden zerbrechen, nach der Estrade, wo das geschmähete Preisgericht noch sitzt. Die Richter räumen den Platz und nun richtet sich der Zorn der nicht Prämiirten gegen die Preisgekrönten. Alles greift nach den Stöcken, die saftigsten Joten fliegen herüber und hinüber, die Weiber sind besonders wüthend. Sie schleudern die häßlichsten Volabeln ihres Wortschatzes den Männern mit Wollust ins Gesicht. Plötzlich fliegt der erste Schemel in die kleinere Gruppe, — und damit ist das Zeichen zum Beginn der Schlacht gegeben. Als nach ein paar Minuten die Polizei erscheint, findet sie keinen der Streitenden mehr.

Suchen wir nun ein anderes Tanzlokal, eine echte Taverne vor der Porta San Lorenzo, auf.

Witten im Saal steht der Tanzmeister, den eine rothe Kolarde im Knopfloch kenntlich macht, und sucht in dem Wirrwar der Tänzer ein Wenig Ordnung zu halten; in einem stark latinisirten Französisch sucht er den Contretanz, der sich zwischen der Thür und dem Schänkisch bildet, zusammenzuhalten; auf einer Bank nah am Klavier sitzt ein Pärchen: das Weib, noch jugendlich, aber das Gesicht vom Kaster angefressen und mit vorzeitig welker Haut, beißt laut lachend ihren Kavaliere, der sie mit kräftigen Püssen abwehrt, in die Schulter; es ist ein tändelndes Liebespaar. In der Reihe der Tänzer schreit ein anderes Weib plötzlich laut, daß ihr Strumpfband aufgegangen sei und sie nicht weiter tanzen könne. Sie bückt sich, schürzt den Rock auf — sie

ist ein munteres Köpfchen von der Via Grande — und knüpft es dicht unter dem Knie zusammen. Die Nachbarn rufen ihr laut fastige Wiße zu und sie antwortet mit ein paar Versen im Rothwelsch.

Werkwürdig ist die Art, wie diese Leute tanzen. Der sinnliche Tanz der Urvölker, wie ihn L'etourneau und Lubbock geschildert haben, ursprünglich ein erotisches Ausdrucksmittel, hat eine lange Entwicklung erfahren und dabei immer mehr von seiner ursprünglichen Sinnlichkeit verloren, bis er in der neueren Zeit immer mehr zum figurirten Tanz geworden ist, bei dem Mann und Weib einander nur noch mit den behandschuhten Fingerspißen berühren, sich mit leisem Lächeln abwechselnd begrüßen. Von dem geräuschvollen Reigen der Naturvölker um das Feuer, der in einer bacchantischen Orgie endete, sind wir zu den langsamen Hoftänzen gekommen, bei denen der leichte, schwebende Klang der Geige die anmuthigen Schritte der Dame und des Kavaliere lenkt und bei denen nur die Fingerspißen sich zart zusammensuchen. Der Tanz in den Kreisen, in denen wir uns jetzt befinden, hat diese Entwicklung noch nicht ganz durchlaufen; ihre Välle haben noch die starke Sinnlichkeit primitiver Feste. Mann und Weib tanzen Wange an Wange geküßt, Körper an Körper gedrängt, eng umschlungen, mit langsamem Wogen der Schultern und Hüften. Diese der Verbrecherwelt und auch dem niedersten Volk eigene Art, zu tanzen, heißt ballo alla bula.

Wenden wir aber wieder in den Saal: während die Paare langsam mit wollüstig schleifenden Schritten sich fortbewegen, Gesicht an Gesicht, das Haar die Haut des Partners streifend, stürzt ein Mädchen athemlos in den Saal und ruft im Rothwelsch der römischen Gauner laut: „La trotta, la trotta!“ (Die Polizei!) Der Tanz hört auf und nun ereignet sich Etwas, das ich niemals vergessen werde. Ein unter Aufsicht stehender Dieb stürzt aus Fenster und schreit dabei: „Wenn sie mich kriegen, bin ich hin!“ Er hat Recht, denn wenn er, der unter Polizeiaufsicht steht, um diese Zeit, wo er längst zu Hause sein soll, getroffen wird, dann muß er ins Loch. Das Fenster liegt im ersten Stockwerk und geht auf ein einsames Gäßchen. Der alte Dieb schwingt sich ohne Zögern hinauf, wirft einen Blick auf die Straße, klettert über die Brüstung nach außen und läßt sich dann auf die Straße fallen.

Jetzt treten die Polizisten ein und lassen die Gäste Revue passiren aber der alte Dieb ist auf und davon.

Die unheimliche Klasse der römischen Verbrecher hat neben dem Tanze noch eine andere Leidenschaft: den Gesang. Sie hat ihre eigenen Lieder, die sie nach eigenen Melodien und in eigenartigen Rhythmen singt. Eine der Gelegenheiten, bei denen die römische mala vita sich hören läßt, ist die Serenade; dann werden Liebeslieder gesungen. Die Serenade wird spät in

der Nacht veranstaltet. Der Liebhaber findet sich mit seinen Freunden unter dem Fenster seiner Dame — eines verlorenen Weibes — ein und singt ihr die leidenschaftlichen Strophen der *mala vita*. Die Begleiter, lauter Messieurs Alphonse, bilden zwei Gruppen. Jede schließt einen engen Kreis. Dann beginnt der Tenor der ersten Gruppe in süßlichen Tönen die erste Kantate:

Die Haare, die sie mir gegeben hat,
Hab' ich mit silbernem Faden gebunden;
O Holbe, ich finde keine Ruh,
Nachst Du mit mir nicht Frieden.

Alle Männer der Gruppe begleiten den Gesang mit wogenden, ganz tiefen Tönen, die einen seltsamen Eindruck machen. Am Ende der Strophe antwortet die zweite Gruppe mit der selben Kantilene und der selben tiefen, sonoren Begleitung. Und die Antwort sagt:

Die Haare meines Treuen, Holden,
Hab' ich mit goldenem Faden gebunden;
Ich seufze nach Dir, ich verschmachte,
Wenn Du nicht bei mir bist.

Nach den Strophen und Gegenstrophen kommen die Ritornelle. Sie bewegen sich um ein breiteres Motiv als die Strophen, mit lang gezogenem Rhythmus:

Kornblume,
Du bist die Königin, steig' auf Deinen Thron,
Bekrönt und in der Hand das Szepter.

Die Melodie dieser Gesänge hat eine monotone Süßigkeit, die den Zuhörer traurig, unendlich traurig macht, wie die graue Fläche eines bewegungslosen, schweigenden Sumpfes. Die Rhythmen sind einfach und primitiv, fast roh, und erinnern an die Rhythmen der Naturvölker, die Hellwald, Spencer und Lubbock so genau schildern, wenn sie die Gebräuche afrikanischer oder amerikanischer Wilden beschreiben. Diese Gesänge sind monotone und melancholische Variationen eines einzigen Tones, der sich beständig wiederholt, sich hebt und senkt, wie das endlose Fallen des Regens auf feuchten Boden. Wenn der Gesang zu Ende ist, betritt die ganze Schaar das Haus und steigt über die engen, schmierigen Treppen der verrufenen Höhle, in der die Angefangene wohnt, um sich eine Belohnung zu holen. Wenn der Sänger dem hinter den Vorhängen lauschenden Weibe nicht ein Kompliment, sondern einen Schimpf bieten will, singt er statt der eben wiedergegebenen Strophen andere, z. B.:

Um die Haare der Renaccia
Hab' ich Messingfäden gebunden;
Sie hat mir einen bösen Streich gespielt,
Ich mag von ihr nichts wissen.

Oder er singt statt eines Ritornells ähnliche Verse, die den Sinn so ändern, daß ich davon nichts mittheilen kann.

Die Sevenaden werden oft von der Polizei unterbrochen, die den Chor zerstreut und die Dame schnell vom Fenster wegbringt. Ist aber die Polizei weit und kann sich nicht einmischen, dann giebt es oft Lieder zu hören, die nichts weniger als Liebe versprechen und von Haß und Blutdurst überfließen.

Es giebt in Rom Pavillons, wo am Tage Zeitungen verkauft werden, nachts aber hinter den geschlossenen Thüren galante Damen und ihre Beschützer, neben Verurtheilten und ähnlichem Gesichter, Quartier finden. Wenn wir da unsichtbar eintreten oder durch die geschlossenen Fensterladen blicken könnten, würden wir sehr merkwürdige Dinge zu sehen bekommen. Um einen Tisch sitzen hinter Weinflaschen, Karten und gerösteten Kastanien Männer und Weiber; die Männer mit vulgären Gesichtern, in übertrieben eleganter Kleidung, die Haare kokett in die Stirn gekämmt, die Weiber mit rothgeschminkten Backen. Niemand hört sie: sie können ungestört singen; zwischen zwei Schlucken vom toskanischen Wein erklingen die Gaunerlieder. Der Sträfling, der das Gefängniß hinter sich hat, singt:

Es war einmal ein Schließer
Mit Namen Cavichio;
Ein alter böser Scherge,
Den machen wir noch kalt!

Ein Weib unterbricht den Chor mit einem gellenden Ritornell:

Flachsbläthe,
Laß mich das Messer nicht ziehen,
Sonst kriegst Du Kalbaunen zu fühlen!

Das Ritornell ist sehr charakteristisch, denn die jungen römischen Burtschen, die gern das Messer ziehen, stoßen im Streit meist nach dem Unterleib und die Messerwunden, die die Aerzte der Sanitätswachen zu sehen bekommen, sind fast sämmtlich Darmverletzungen.

Wenn man nachts durch einen dunklen Winkel der schlummernden Römerstadt streift, hört man nicht selten aus der Ferne ein Lied, das näher kommt und dann verklingt. Manchmal ist es der Warnungsruf eines Diebes, der an einer Straßenecke auf Wache steht und dem Genossen seiner Expedition laut, durchdringend und munter die Strophe singt:

Auf, auf, die Glocke klingt,
Der Türke ist im Hafen;
Jetzt sickt Euch Eure Schuhe,
Meine habe ich heute gestickt!

Bei diesem Alarmruf flieht der Dieb, und wenn die Polizei durch das düstere, verlassene Gäßchen kommt, findet sie überall tiefste Ruhe.

Die „*Artisten*“, namentlich die Seiltänzer, gedeihen in der Luft der römischen Verbrecherwelt so üppig wie die Pilze an den feuchten schwarzen Wurzeln alter Eichen. Sie kommen gewöhnlich auf dem großen Platz Guglielmo Pepe zusammen. Wenn mich der Leser um die Dämmerstunde, nachdem die ersten Lichter schon angezündet sind, auf diesen Platz begleitet, so findet er ihn mit Buden, Schaubaracken und improvisirten Bühnen besetzt, wo man für zwei Soldi alles Erdenkliche sehen kann; ungeheurer Lärm ringsum. Aus jeder Bude bringt ein wirres Getöse, das Schreien von Männern, die zum Eintritt einladen, der Klang verstimmter Leierkasten, deren quiekende Töne melancholisch machen; das Caroussel dreht sich jezt nicht mehr, denn es geht nur am Tage; der Momentphotograph hat seinen Verschlag geschlossen; dagegen sind Circus und Variété-Theater geöffnet und ein Haufe von Arbeitern und zerlumpten Gestalten drängt sich an den Eingängen der Buden. Statt in die große Parade einzutreten, wo das Ballet „*Karl der Verschwender*“ aufgeführt wird, wollen wir um jene Holzbaracke gehen; wir kommen gerade hinter die Tische, die den Boden der Bühne bilden; hier bleiben wir stehen.

Legen wir das Auge an den Spalt, der zwischen den beiden schlecht verbundenen Tischen bleibt; er läßt etwas Licht durchdringen. Wir sehen so weit es der enge Spalt erlaubt, einen länglichen Raum, eine Art Korridor, wo Männer und Weiber durcheinander sich zum Ballet anziehen. Ein feuchter Dunst von Schweiß und Menschenfleisch steigt auf und schlägt an unser Gesicht, wie der Flügelschlag einer Fledermaus, die uns streift, wenn wir in eine Höhle eindringen. Da, unter den Seiltänzern, sind ein paar Mädchen, noch nicht zwanzig Jahre alt, die sich ihr Korsett aus alter, abgeriebener rother Seide über dem Hemd zunesteln, ihre Beine in Tricots aus rosafarbiger, schmutziger, verschossener Wolle zwingen. Die Männer neben ihnen entkleiden sich achtlos und unterhalten sich dabei von gleichgiltigen Dingen; so sehr sind sie an diese Szene gewöhnt. Dann sehen sich Alle, Männer und Weiber durcheinander, auf eine lange Bank und warten auf das Zeichen zu ihrem Tanz. Sie drehen uns den Rücken, so daß wir ihre Gesichter nicht sehen können; aber wir sehen doch, wie sie in diesem engen Raume an einander gedrängt sind, Fleisch an Fleisch, Lumpen an Lumpen, in dieser von menschlichem Schweiß, der sich von unsauberen, halb nackten Körpern erhebt, übel duftenden Atmosphäre.

Treten wir in eine andere Bude ein; hier wird nicht getanzt, sondern doziert. Der Eingang ist noch nicht geöffnet, wir können aber unsichtbar ein-

treten und einen interessanten Vorgang mit anhören, der uns verständlich machen wird, wie es kommt, daß die Taschendiebstähle in dieser Gegend so häufig sind. Die Unternehmerin des Lokales, eine alte Frau, die in ihrer sehr lustigen Jugend manches Abenteuer erlebt hat, spricht zu einem Duzend kleiner Jungen und ertheilt ihnen die letzten Anweisungen. Diese Burschen sind angehende Diebe, die während der Aufführung in Ruhe die Hand in der Tasche der Zuschauer haben können. Zwischen ihnen und der Alten besteht ein Vertrag, ein Bündniß: die Alte läßt die kleinen Spitzbuben frei eintreten und verschafft ihnen damit die Gelegenheit, die armen Teufel zu bestehlen, die sich in der Komödie amüsiren wollen. Da der Vertrag auch noch eine andere Seite hat, verpflichten sich die Diebe, nach der Aufführung der Alten die Hälfte der gestohlenen Gegenstände auszuliefern. Könnte man im Augenblick der Theilung zusehen, so hätte man den lustigsten Vorgang von der Welt vor sich. Die kleinen Spitzbuben versuchen, in den Taschen und im Rockfutter Alles zu verstecken, was sie dem fiskalischen Genie der Alten gern vorenthalten möchten. Handelt es sich um einen Frankenzettel, so machen sie eine kleine Kugel daraus und verstecken sie unter der Zunge; handelt es sich um eine Kette, so versuchen sie, sie in einen Winkel ihres schmierigen Hutes zu stecken, oder werfen sie auch aus der Bude heraus, — an einer bestimmten Stelle, wo ein anderer Junge wartet, der das Geschäft kennt und aufpaßt, ob ihm Etwas hinausgeworfen wird. Handelt es sich darum, eine Kravattennadel zu verstecken, so verschwindet sie in einer Cigarre und der Dieb steckt sich die Cigarre in den Mund. Die Alte läßt sich aber ihre Beute nicht so leicht entgehen und sucht sorgfältig nach; die Jungen müssen ihre Taschen umdrehen, das Futter austrennen, sie befühlt ihre Hosentaschen und schiebt ihnen in die Schuhe. Der kleine Spitzbube wird nur schwer die alte Megäre überlisten und muß sich oft darcin finden, mit einer mageren Hälfte der gestohlenen Gegenstände abzugeben. Wenn die Alte dann in tiefer Nacht ihr sauberes Lokal schließt, hat sie die Tasche voll und die kleinen Diebe zerstreuen sich auf den dunklen Wegen der Umgegend, um die Chronik der nächstlichen Abenteuer zu bereichern.

Damit ist die Skizze der gefährlichen Klassen Roms nicht vollständig. Wir haben noch nicht von den Berufsdieben, von den Bettlern, den Wahrsagerinnen gesprochen; die Spezialitäten gehen, wie in Paris und London, selbst bis zu den Händlern mit Menschenfleisch, Leuten, die unmenschlichen Eltern ihre kleinen Kinder abkaufen um, sie — fern von Italien — an Seiltänzer zu verkaufen. Von diesen anderen gräßlichen Bildern des römischen Verbrecherlebens will ich später einmal erzählen.

Rom.

Dr. Alfred Ricefara.



Vom religiösen Affekt.

Wir pflegen als unsere herabgedrückten, minderwerthigen Daseinsmomente diejenigen zu bezeichnen, in denen wir das Leben nur so zu empfinden vermögen, „wie es ist“, — so, wie der Alltag es in seinen Zufallswellen an unsere Seele heranspült, ohne daß sie im Stande wäre, sich über ihn zu erheben, auf eigenen, breiten Schwingen darüber hinzuschweben. Auch ist es einer der gebräuchlichsten Vorwürfe gegen das Leben, daß es im Grunde nur erträglich, oder gar schön, werde, wo es von unserer ganz subjektiven Stimmung, oft fast unbegreiflich souverain, getragen und verschönt wird; und in der That zeigen solche Stimmungen eine viel individuellere Betrachtungsweise, eine viel traumhaftere und diskutablere Färbung der Dinge als das Erleben der großen, flachen Tageswirklichkeit, über deren Charakter wir uns mit den meisten Menschen ohne Weiteres verständigen können. Doch auch diese scheinbar fertig vorliegende Wirklichkeit entsteht ja, wie Alles für uns, erst durch unser besonderes Verhalten zu den verschiedenen Anreizen, die wir empfangen, und wird also ebenfalls bis in ihre kleinsten Einzelzüge ganz und gar durch unser menschliches Wesen geprägt, — nur daß diese Wirklichkeitwelt sich auf der allgemeinsten und gröberen Basis der Menschennatur mit deren verbreitetsten Trieben und Fähigkeiten erhebt und daher für die Allgemeinheit eine Unwiderstehlichkeit und Unbestreitbarkeit erhält, die individuelleren Erlebnissen abgehen muß. Denn selbst wenn eine lange Reihe von Menschen in ihren individuellen Stimmungen das Selbe fühlen, schauen und mit ihrer innersten Seele als Qualität des Lebens schmecken würden, so könnten sie sich doch gegenseitig Dessen nie eben so unmittelbar gewiß werden, wie wir etwa einander unserer gewöhnlichsten Alltagserfahrungen vergewissern. Was unser ganzes, unser intimeres Wesen in Schwingung versetzt, Das läßt sich nur indirekt auf die Anderen übertragen, den Anderen verständlich machen, weil es ja auch in ihnen auf die ganze und intimere Persönlichkeit, nicht nur auf deren allgemeinemenschlichen, *„verallgemeinerten“* Zustand, *„zu wirken“* ist. *„Luzifer“* *„Sugiorichit.“* *„Heter.“* *„Fischer.“* in einander über; was sich aber über den flachen Boden erhebt, trennt sich in dem Maß, wie es hoch hinaufreicht, vom Nachbarn und Genossen; wohl mögen dann die Gipfel in Art und Höhe oft einander noch gleichen, doch gelangen wird man vom einen zum anderen nur noch mit einem Umweg über den gemeinsamen Boden und mühsam aufwärts steigend. Nun nimmt aber dafür auch bei den intimeren und persönlicheren Eindrücken unseres Lebens die Nothwendigkeit, mit Allen übereinzustimmen, für uns ab; während es uns entsetzen und verwirren müßte, fänden wir uns in unseren physiologischen oder psychologischen Grundtrieben von den übrigen Menschen abweichend getarret, umgibt uns in den feinsten und individuellsten Sensationen die Ein-

samkeit der Höhe wie Heimathluft; wir zweifeln im Grunde nicht daran, daß auch die anderen Menschen, wenigstens viele oder manche andere Menschen, etwas Aehnliches auf ihren Daseinshöhepunkten empfinden, wir freuen uns vielleicht, mit einigen von ihnen gelegentlich unser Entzücken gemeinsam zu kosten, und wenn statt Dessen einmal alle Welt verwundert oder mißbilligend über uns den Kopf schüttelt, so kann uns Das wohl schmerzen oder erbittern, aber an der werthvollen Siltigkeit unserer Eindrücke selbst kommt doch verhältnißmäßig nur sehr schwer ein Zweifel auf. Und je unbedingter wir mit unserem gesammten individualisirten Wesen, bis in dessen letzte und zarteste Ausläufer hinein, an einem solchen Eindruck theilhaftig waren, mit je hingebener Kraft wir ihn uns angeeignet haben, desto unabhängiger sind wir eben dadurch vom Urtheil und der Bestätigung der Anderen; was wir ihnen dann davon vermitteln, ist nicht ein Nachsuchen um die letzte Sicherheit, ist überhaupt nicht mehr ein Empfangenwollen, sondern nur noch ein Gebenmüssen, ein Drang, zu verkünden und überzuliefern, wie der volle Becher thut.

Ein solcher Drang, das innerlich Erlebte in Worte und Werke überzustürzen, bezieht sich deshalb auch nur uneigentlich auf die Menschen um uns her; er sieht und fällt nicht mit ihnen, sondern ist schon seiner psychischen Entstehung nach eng und organisch verknüpft mit diesen inneren Erlebnissen selbst, deren um so aktiveren Rückschlag er darstellt, je machtvoller und absoluter sie vorher unser gesammtes Wesen ergriffen und überwältigten. Aber in ihm drängt es uns, auch völlig abgesehen von jeder Menschenantheilnahme, dennoch ausschließlich nur nach Einem: Alledem, was uns rein individuell affizirte, einen mehr als nur individuellen Ausdruck zu verleihen, einen typischeren, bleibenderen Ausdruck, der gleichsam verständlich wäre von Gipfel zu Gipfel, falls die Menschheit ein zusammenhängendes Gebirge bilden sollte, einerlei, ob sie es in Wirklichkeit thut oder nicht. Auf den Höhen unser selbst erlösen wir uns von uns selbst, indem wir die heiße Sehnsucht fühlen, aus uns heraus allgemein gültige Typen, Werthe, Normen u. s. w. zu schaffen, die eine zweite, etwas erhöhte Wirklichkeit über der banalen des Alltages erbauen wollen. Es ist genau das umgekehrte Verfahren wie bei den Alltagsstimmungen dafür maßgebend: das eine Mal gehen wir von vorn herein von dem Allen banal gemeinsamen Terrain aus, so daß es uns als ganz fest gegeben und unabhängig von uns selbst zu existiren scheint, und begnügen uns damit, als höchstes Ziel irgend einen vereinzelt unserer Egoismen zu befriedigen, um doch ein Wenig zum Genuß und Bewußtsein unseres besonderen Selbst gelangen zu können. Das andere Mal gehen wir von den höchsten und feinsten Genüssen und Erlebnissen, die der Mensch durch seine Individualisirung und damit verbundene innere Isolirung erreichen kann, aus und durchbrechen sie weit und frei nach allen Seiten ins Allgemeine hin, weil wir uns jetzt erst

als Das andeuten, was wir sind: die eigentlichen Welterschöpfer, die im schöpferischen Akt ihr spezifisch menschlichstes, intensivstes, erfülltestes Leben leben. Natürlich sind beide Arten von Stimmungen durch unzählige Gradesunterschiede stufenweise mit einander verbunden und gleiten fortwährend im menschlichen Dasein in einander über; verhältnismäßig nur ganz wenige Menschen sind schöpferisch auf dem Gebiete irgend einer ganz bestimmten Seinsethätigung, also im Sinne eines bestimmten hohen Talentes oder einer besonderen hervorragenden Veranlagung, doch glaube ich, daß Alle in gewissen Stunden und Augenblicken im rein seelischen Sinne des Wortes es sind: nicht nur passive Erbulder des Lebens, sondern seine Schöpfer durch ihre innere Stellungnahme zu ihm. Ich denke nur, daß bei einer sehr großen Anzahl von Menschen alle produktiven Stimmungen in schon bereit gehaltene Gefäße anerzogener Glaubensformen, im Voraus fixirter Weltanschauungen fließen und uns Zuschauenden deshalb in ihrer tatsächlichen Produktivität nicht deutlich werden, auch wo diese vielleicht das innerste Leben des betreffenden Menschen durchdringt und trägt. Ueberall, wo das Wort „Gott“ sinnvoll gebraucht wird, deckt es ein ähnliches Erleben mit dem undurchdringlichen, goldstrogenden Mantel dieses Wortes vor uns zu; und auf der anderen Seite schwebt für den Menschen, auch ohne daß er einen theoretischen Begriff damit verbindet, die besondere Gefühlsweise, die vom Wort „Gott“ ausgelöst werden kann, mit rauschenden Fittigen um alle seine, ihm höchsten, menschlichen Lebensbethätigungen. Denn sobald er am Höchsten und Menschlichsten zu sich selbst kommt, sobald er auf den Höhen seines Menschenthumes sich schöpferisch verhält, heißt Das ja nichts Anderes, als die individuelle Vereinzelung einmünden lassen in Etwas, das noch über ihr ist. Je mehr Schöpfer ein Mensch sich fühlt, je machtvoller er also auf dem Gipfel seiner Entwicklung steht, desto mehr fühlt er sich nur noch als ein geweihtes Werkzeug an Dem, was er da schafft, desto entblößter aller eigenen, bewußten, vereinzelten Macht lebt er in einer Grundstimmung der Andacht und Hingebung. Seine innerlichste und schöpferischste Aktivität des gesammten gespannten Wesens ist zugleich das passivste Lauschen und Glauben und der naivste Gehorsam gegenüber Dem, was er vernimmt. Analogien dazu finden sich nicht nur auf dem künstlerischen und rein geistigen Schaffensgebiet, sie ziehen sich durch das ganze Leben, als trage der Mensch mit unveräußerlicher Gewißheit ein Heimathrecht in sich, an einer noch nicht vorhandenen, aber auf den Höhepunkten dieses Lebens fortwährend entstehenden Welt, in der er gleichzeitig Kind und König ist. Wer innerhalb fester Glaubensnormen lebt, Dem ist eine solche Welt durch ihre massiven Symbole faktisch geworden und er hat sie gewissermaßen herabgerissen auf das — auch für sein Alltagsleben und seine Alltagsstimmungen — faktisch sichere Niveau der übrigen Wirklichkeit; Das gewähret

ihm den Vortheil, sich ihrer zu bedienen nicht nur in den hohen, vielmehr ganz besonders in den armen und leeren Daseinsmomenten, aber mit dem Nachtheil verbunden, daß der massive Charakter Dessen, was dem Leben doch gerade emportragende Schwingen ansetzen soll, ihn nothwendig in manchen Punkten seiner Entwicklung beschwert oder hemmt, so daß er es oft nicht wagen mag, in alle die verborgenen Seligkeiten einzugehen, wo häufig der Glaubenslose Etwas fühlt und erlebt, woran er seinen „Gott“ erkennen würde. Jemand sagte einmal: Leichter oder schwerer kommt man nach dem Verlust des Glaubens darüber hinweg, nicht überall den helfenden Gott zur Hand zu haben, wenn die bösen und elenden Tage sich einstellen. Unerträglich, ja ganz einfach unmöglich aber wäre es, ohne ihn zu sein in jenen höchsten Augenblicken, in denen man nicht von fremder Hilfe getrübt und ausgerichtet werden will, sondern nur sein Herz von einem Dank entlasten, wie ihn nur ein Gott entgegennehmen kann. Indessen: dort kommt es auch zu keinem solchen Vermisfen, denn dort ist Gott immer.

Aller Dualismus, der in den positiven Religionen Gott und Welt einander gegenüberstellt, hat in der That, jenseits seiner begrifflichen Dogmatik, seinen tieferen Sinn in dem psychologischen Faktum, daß Welt und Leben durchaus nicht immer auf die selbe Weise von uns erlebt werden, sondern auf eine doppelte Weise, symbolisch gesprochen: „irdisch“ oder „religiös“, je nach der seelischen Beleuchtung, die von uns darauf fällt und uns unsere Welt schafft, — sei es so, daß wir uns zwischen den Dingen befinden wie Staub bei totem Staube, oder daß sich das Chaos gottthast lichtet zu einer lebensvollen Ordnung der Dinge. Gottschöpfung bedeutet Welterschöpfung des Menschen; und der religiöse Impuls ist der schöpferische Grundaffekt dem Leben gegenüber. Das gilt nicht nur für den heutigen Kulturmenschen und nicht nur in ganz übertragenem, sublimirtem Sinne: nur vermögen wir es uns viel intimer und unmittelbarer klar zu machen als von einer uns schon weit entfernten Menschheitsstufe aus. Auf primitiveren Kulturstufen ist der ganze Unterschied zwischen der doppelten Weise, das Leben zu leben, dafür ein weniger komplizirtes als jetzt; der Mensch ist ein weniger komplizirtes Seelengebilde und jene Individualisierung, aus der später alle seine feineren Sensationen hervordachsen, ist kaum noch im Keim vorhanden. Aber darauf kommt es im Wesentlichen auch gar nicht an, denn auch alle Verhältnisse, in denen er lebt und die sein Alltagsdasein ausmachen, sind entsprechend gröbere, einfachere und brutālere, deshalb kann auch seine Erhebung über sie, gleichsam seine schöpferische Dokumentirung als Mensch, in einem sehr viel einfacheren Akt bestehen. Eine solche Dokumentirung in frühesten Zeiten, vor aller Kultur, ist es zum Beispiel schon zur Genüge, wenn der Mensch — oder richtiger: die ursprüngliche zusammenhängende Stammesgruppe, die etwa gemäß dem

späteren Einzelmenschen fungirt — in rohester Form von ihrer Gott-Abstammung ausgeht. Es verschlägt nichts, wie rein physisch diese Abstammung und der Gott selbst gemeint wurde und ob er nur der vergöttlichte ehemalige Stammvater (ein wirklicher oder ein blos eingebildeter und zu diesem Zweck dem Stamm untergeschobener) war oder ob die zwingenden Motive zu dieser simplen Gottschöpfung nicht ausschließlich in drängender Noth und Furcht vor den allzu starken, allzu drohenden Daseinsmächten zu suchen seien. Die Hauptsache ist dabei eine neue, seltsame Methode, im Kampf ums Dasein zu siegen, eine spezifisch menschliche Methode, im Gegensatz zu allen thierischen Methoden mit ihrer Anpassung an das Gegebene: nämlich eine Art von Phantasie- that, von Komplementärkraft, wodurch der Mensch mit Hilfe von Unwirklichkeiten, d. h. von nur in ihm selbst lebenden Wirklichkeiten, wie an einer fest- gegründeten Leiter allmählich in eine neue Welt, in seine eigene, in die Menschenwelt, emporklettern lernte. Von den primitivsten bis zu den durch- geistigsten Formen trägt so die Menschheit ihre Götter mit sich auf diesem Höhengang ihrer Entwicklung, sie anfangs naiv mit allen praktischen Vor- fällen in Eins verflechtend, sie später aus den Widersprüchen des Lebens auf verschiedene Weise hinausstreckend, am Konsequentesten in die geschützte und schützende Geborgenheit eines Jenseits. Aber inzwischen erwächst schon der einzelne Mensch mit seinem privaten Innenleben zu immer individuellerer Bedeutsamkeit und muß deshalb das von ihm vorgefundene Gott- und Welt- bild individuell für sich nacherzeugen, wenn es religiöse Gefühlsgeltung für ihn gewinnen soll. Das mißlingt in vielen Fällen, um so häufiger, je un- genauer seine geistige und persönliche Besonderheit mit der Masse seiner Zeit- genossen übereinstimmt und je mehr schon der Fortschritt der wissenschaft- lichen Erkenntniß zugenommen hat und ihm Waffen gegen die überlieferten Ideale in die Hand drückte. Zuletzt sehen wir ganze Schaaren isolirter Ein- zelmenschen mit ihren eigenen, fast nur noch individuell giltigen Gott- und Weltanschauungen, in denen sie schöpferisch nur für sich selbst niederlegen, was ihnen das Leben lebenswerth macht; ja, sogar das Schauspiel ist nicht selten, daß ein Einzelner seine religiös gefärbte Begeisterung am eigenen Atheis- mus entzündet, indem sein Gott negirender Wahrheitdrang als solcher zum produktiven Keimpunkt seiner ganzen Individualität wird. Alle solche Zeit- erscheinungen sprechen an sich nur für die Vertiefung der einzelnen Menschen und also auch nur für deren Fähigkeit und Bereitwilligkeit, sich vom Leben religiös affiziren zu lassen, wenn auch in Folge Dessen die vorhandenen Weih- gefäße der bestehenden Religion um so unbenützter bleiben. Aber dennoch ist es keine Frage, daß bei gesunder Weiterentwicklung über kurz oder lang wieder eine Zeit anbrechen muß, deren allgemeine wissenschaftlichen Erkennt- nisse nicht nur in einem so losen, rein individuellen Zusammenhang mit der

religiösen Lebensschöpfung, dem inneren Weltbilde des Einzelnen, stehen werden. Jrgend wann einmal schließt sich auch das große Gesamtweltbild nicht mehr in klaffenden Widersprüchen und schmerzlichen Rissen, sondern in freien, harmonischen Linien über Dem zusammen, was der Einzelne für sich träumt und denkt. Wir sind jetzt so gewöhnt, auf die Zeiten einer großen zusammenfassenden Metaphysik mit einem Achselzucken zurückzublicken, weil jedes dieser philosophischen Weltbilder ja einen überwundenen Punkt darstellen muß, von dem uns wieder eine neue, ungeahnte Fülle wissenschaftlicher Erfahrungen, Beobachtungen und Erkenntnisse ausging. Es giebt Zeiten, die von solcher Fülle wie berauscht sind und in ihr ganz untertauchen, in ihr wühlen und graben, zählen und frohlocken wie ein reicher Geizhals, der ganz vergessen hat, daß Goldstücke nicht zum Sammeln da sind; aber die großen Blüthezeiten sind doch nicht die des Sammelns und Einheimens, vielmehr die des Fruchtbarmachens und Verwendens des Aufgespeicherten, die Zeiten neuer, lebensdeutender Philosophie, die mehr als nur private Geltung beansprucht. Und wo eine solche Epoche nah ist, da kommen alle Bruchstücke zu einander und schließen sich zum Ganzen, in Kunst, Wissenschaft, Ethik und Leben; da kommen auch die Einzelnen wieder zu einander und erkennen einander grüßend und es geht ein Lachen von Gipfel zu Gipfel, als ob, was eben noch formloses Gebirge schien, hier und da sinnlos emporragend und eben so sinnlos abstürzend zur flachen Ebene, leise sich forme und ordne zu einem tempelhaften menschlichen Riesenbau mit dem unermeßlichen Himmel darüber.

Was liegt daran, ob spät nachfolgende Generationen dann auch darauf wieder zurückschauen mögen wie auf zusammengesunkene Trümmer und ob sie in ihnen nur noch das Selbe sehen, was auch wir selbst noch sehen in den höchsten Träumen der vergangenen Epochen: von unserem eigenen höchsten Traum nur ein Symbol?
 Von Andreas-Salomé.



Ein Totentanz.*)

1.

Der Schnitter auf dem Feld
 Wäht das Korn in Schwaden.

Wischt sich den Schweiß von der Stirn,
 Kratzt sich den Kopf
 Und sieht zum Himmel,
 Ob das Wetter beständig bleibt.

*) Aus einem nächstens im Verlage von Johann Sassenbach in Berlin erscheinenden Bande „Polymer“.

Als sein Hintermann
 Der Tod
 Mäht das Korn in Schwaben.
 Wischt sich den Schweiß von der Stirn,
 Krapt sich den Kopf
 Und sieht zum Himmel,
 Ob das Wetter beständig bleibt.

2.

Allerhand wilde Thiere hast Du in Dir.
 Listig fängst Du sie ein
 Und schließt säuberlich jedes in einen Käfig.
 Ruhlos wandern die wilden Thiere auf und ab im Käfig,
 Bleiben stehen und heulen,
 Mit bösen Augen.
 Dann legen sie sich in eine Ecke,
 Sehen vor sich hin,
 Mit bösen Augen.
 Und dann wird es immer stiller in Dir.

3.

Daß die Wolken über Dir langsam ziehen
 Und im Baume sich die Blättlein leise rühren,
 Dann verrinnt in süßer Müdigkeit die Zeit,
 Schmerzlos,
 Und der Tod kommt näher.

4.

Er hat sich abgequält mit Gedanken,
 Ist alt und gebückt
 Und jetzt kommen ihm ganz einfache Gedanken.
 Da begegnet ihm im Wald
 Ein alter Holzhacker, die Pfeife im Mund,
 Mit einem freundlichen Gesicht voll Falten und langen Stoppeln,
 Der lobt erst den lieben Gott,
 Daß er Alles so weise eingerichtet hat
 — Nur weshalb die Sterne so weit von der Erde weg sind, begreift er nicht —,
 Und dann sagt er ihm ganz genau das Selbe, was er jetzt denkt.
 Und auf dem Heimweg
 Spricht ihm ein altes Rätterchen an mit Strickstrumpf und Knäuel,
 Klagt erst über ihre Beine
 Und dann sagt sie ihm ganz genau das Selbe, was er jetzt denkt.

5.

Eine breite, leere Straße,
 In der Deine Schritte hallen.

Höhe, glatte Häuser,
 Fliegende Fenster,
 Weiße Gardinen.

In jeder der weißgeschwerten Stuben
 Sieht ein einsames, klares Menschenfeulchen,
 Frzierend in Lebensangst.

6.

Du lebst so hin.
 Plötzlich drehst Du Dich um.
 Ein dunkler Abgrund.
 Du bist ja ein Anderer!

7.

Du betrügst Dein Leben mit Hoffen,
 Tage, Wochen und Jahre.

Und wie Du nun sterbend Frühlings im Garten sitzt,
 In Decken gehüllt,
 Matt, mit lächelnden Augen,
 Fällt ein Sonnenfleck durch die Baumzweige
 Auf den weißen Kies.

8.

Ein graues Haar.
 Wo sind Deine Freunde geblieben?

Zwischen stillen Büchern
 Das Leben vergessen.

Hast Du das Alles nicht schon im Traume gesehen?

9.

Wandern.

Einen langen Weg.

Und Du weißt, hinter Dir,
 Einen langen Weg,
 Sind Reichen.

Rübenfelder mit durstigen Blättern.

Handwerksburschen, Weiber mit Rippen,
 Begegnen Dir,
 Sehen Dich seltsam an.

Das bestaubte Gras am Chauffeevand.

Morgen springen Quellen unter Wurzeln
 Und zwischen feucht schimmerndem Moos.
 Aber Du kannst Dich nicht freuen,

Du denkst an vieles Glück hinter Dir,
Das nun abgemacht ist.

Ja, hinter Dir sind Leichen,
Und grau,
Und Du ziehst zufrieden pfeifend vorbei
An einer Reihe Polackennädchen auf dem Acker mit rothen Tüchern,
Dahinter der Berwalter in hohen Stiefeln,
Der Dir nachsieht.

10.

Dunkel, ruhig,
Gleitet der Fluß dahin.

Tief
Ist Dir ruhig.

Gleitet der Fluß dahin.
Blickt auf mitten ein Funken.

11.

Die Woge treibt mich, leicht,
Unterm blanken Mond,
An nidendem Schilf vorbei und schwanken Weiden,
Und weißen Wasserrosen.

12.

Ja, wenn Du nur erst aufhörst, zu wollen!

Von dem blühenden Kirschbaum
Fällt ein Blütenblatt
In weiten Kreisen auf die Erde.

Die Welt ist still.

13.

Immer weiter steigen,
Bis immer kleiner wird die Welt,
Wester, Sandstragen, Dörfer mit Bäumen,
Und still.
Bis Du allein bist auf dem braunen Felsen
Und nur die blaue Luft noch um Dich
Und unter Dir die lautlos kämpfenden Wolken.

14.

Ein Glockenton
Aus einem stillen Wald.

Ueber dunkle Pfade.



Das Räthsel der Schwerkraft.

Die menschliche Sprache ist nicht das Produkt wissenschaftlicher Besinnung, sondern lange vor aller Wissenschaft entstanden. Sie bezeichnet also die Veränderungen in der Natur nicht so, wie es dem wissenschaftlichen Verständniß entspricht, sondern, wie diese Veränderungen dem vorhistorischen Menschen sich darstellten. Dieser legte stets sich selbst als Maßstab an die Natur, und wo er z. B. Bewegung sah, da glaubte er, Leben zu sehen. In dem nun diese beiden Begriffe nicht auseinander gehalten wurden, entstanden die reflexiven Zeitworte. Sprachlich sind Bewegung und Leben noch heute ungeschieden, und wenn der Wind durch den Baum fährt, sagen wir: die Blätter bewegen sich. Der Naturforscher sollte eigentlich gegen diesen Ausdruck protestiren; denn er bezeichnet zwar den Vorgang, den wir sehen, nicht aber, wie wir ihn verstehen. Die Wissenschaft ist also immer genöthigt, die Sprache der Unwissenschaft zu reden, die der vorhistorischen Weltanschauung. Wie tief aber diese in uns noch wurzelt, Das verräth in sehr naiver Weise unsere Freude an der Poesie. Wenn der Lyriker die unbelebte Natur besetzt, so erfreut uns seine Sprache, die unserer angeborenen Weltanschauung Rechnung trägt. Diese ist subjektiv gefärbt; und eben, weil der Dichter nicht naturwissenschaftlich spricht, nicht den objektiven Vorgang schildert, sondern dessen Eindruck auf den Gesichtssinn des Menschen, wird die größte Anschaulichkeit nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes erzielt und von uns aufgenommen. Auf dem damit verbundenen angenehmen Gefühl beruht der poetische Genuß.

Paläontologische Bestandtheile sind in unserer Sprache noch zahlreich vorhanden und nicht nur in Bezug auf den Gefühlsinn, sondern auch auf die übrigen Sinne werden die Veränderungen in der Natur subjektiv bezeichnet. Dadurch wird im wissenschaftlichen Streit viel Verwirrung angerichtet. Wenn wir einen Stein vom Boden aufheben, so haben wir das Gefühl, als ginge vom Stein eine Aktivität aus, ein Streben nach unten, das ihn auf unsere Hand drücken läßt. Dieses Gefühl bezeichnend, sagen wir: der Stein ist schwer. Damit glauben wir, die Natur des Steines bezeichnet zu haben. So sehr sind wir daran gewöhnt, daß der Laienverstand ganz allgemein sagt: alle Körper sind schwer. Das ist abermals ein Ausdruck, gegen den der Naturforscher protestiren sollte; denn an sich betrachtet, ist ein Körper nicht schwer, sondern scheint es nur dadurch und nur dann zu werden, wenn ein anderer Körper in seiner Nähe ist, der ihn anzieht. Die Sprache aber verwandelt das passive Angezogenwerden in eine Eigenschaft des Steines; die außerhalb des Steines liegende Ursache der Schwere verlegt sie in den Stein selbst. Wenn die Erde als anziehender Körper gegeben ist und der Stein

in der Hand des Menschen als angezogener — zur Vereinfachung sei von der gegenseitigen Anziehung abgesehen —, so scheint der Stein schwer zu sein. Daß es aber bloßer Schein ist, würde sich offenbaren, wenn wir die Erde hinwegnehmen könnten. Erst dann würde sich die eigentliche Natur des Steines verrathen und diese wäre, nicht schwer zu sein. Stellen wir die Erde wieder neben ihn, so wird sein natürlicher Zustand verändert: Das nennen wir Schwere. Kurz, mit dem Wort Schwere wird das Verhältniß zweier Körper bezeichnet, nicht die Natur eines einzelnen; es wird eine Wirkung auf den Stein bezeichnet, nicht eine Ursache im Stein. Nicht in ihm liegt die Ursache der Schwere, sondern außer ihm, und wenn diese Ursache beseitigt wird, hört die Schwere des Steines auf. In der Sprache der Unwissenschaft sagen die Astronomen, die Erde habe ein Gewicht von vielen Millionen Kilo. Aber wenn wir die Sonne (und alle Fixsterne) beseitigen könnten, wäre das Gewicht der Erde Null; wenn ich den anziehenden Körper wegnehme, wird der andere selbstverständlich nicht mehr angezogen und nur im Angezogenwerden besteht seine Schwere. Kurz, die Gravitation ist durchaus nicht der natürliche und unveränderliche Zustand der Körper.

Man könnte nun meinen, diese Betrachtung sei ziemlich unfruchtbar, weil bei der Unmöglichkeit, sich der Anziehungskraft der Erde zu entziehen, Körper, die nicht schwer wären, in der irdischen Erfahrung nicht vorkommen können. Dieses Bedenken ist aber nicht gerechtfertigt. Freilich läßt sich die Erde nicht beseitigen; ihre Anziehungskraft könnte aber vielleicht überwunden werden, wenn es Kräfte geben sollte, durch die unter gesetzmäßigen Bedingungen die Gravitation in Levitation verwandelt werden könnte. Eine solche Kraft, die der Schwere entgegenwirkt, kennen wir: es ist der Mineralmagnetismus. In neuerer Zeit aber sind im Gebiete des Occultismus sehr zahlreiche Erscheinungen beobachtet worden, die man als Levitation bezeichnet, weil dabei die natürliche Schwere der Körper vermindert oder aufgehoben wird. Tausende von Zeugen versichern, gesehen zu haben, daß Fische unter dem Einfluß darauf gelegter oder auch nur darüber gehaltener Hände sich hoben und in der Luft schwebten. Das behaupten die Spiritisten seit fünfzig Jahren; ihre Gegner aber, statt die Sache zu untersuchen, wissen nichts Anderes zu sagen als: Levitation ist unmöglich, weil sie dem Gravitationsgesetz widerspricht. Es wiederholt sich also beständig der Vorgang, den ein alter Orakelspruch schildert: Es trat ein Weiser herein und mit ihm ein Narr; der Weise untersuchte erst und urtheilte dann; der Narr urtheilte sogleich und untersuchte gar nicht.

Der Hinweis auf den Mineralmagneten genügt schon, um zu beweisen, daß unter Umständen Levitation eintreten kann, — und Das eben ist erst zu untersuchen, ob sie nicht auch unter anderen Umständen eintreten

kann. Wenn eine Ausnahme vom Gravitationsgesetz Thatsache ist, könnten auch mehrere vorhanden sein. Es könnte noch andere Kräfte in der Natur geben, wodurch die Anziehungskraft der Erde überwunden wird. Das läßt sich schon deshalb nicht leugnen, weil wir gar nicht wissen, was Gravitation ist. Wir sehen zwar ihre Wirkung, aber nicht den physikalischen Prozeß. Die Physiker sind sich sehr wohl bewußt, daß der physikalische Prozeß, der bei der Anziehung stattfindet, noch immer ein Räthsel ist. Es sind schon die verschiedensten Theorien aufgestellt worden, um die Gravitation physikalisch zu erklären¹⁾, und da das Problem noch immer ungelöst ist, hätte die Wissenschaft allen Grund, die Levitationerscheinungen zu untersuchen; denn die Erkenntniß, unter welchen Bedingungen Gravitation aufgehoben wird, muß auf die Gravitation selbst Licht werfen.

So viel ist schon aus dem Bisherigen klar geworden, daß Levitation nur aus dem Begriff der Gravitation heraus verständlich werden könnte, daß wir also zunächst über diesen zur Klarheit kommen müssen. Der Erste nun, der die schon im Alterthum geahnte Gravitation streng wissenschaftlich bewiesen hat, war Newton. Das von ihm entdeckte Gesetz lautet: Alle Körper ziehen einander an im direkten Verhältniß zum Produkt ihrer Massen und im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat ihrer Entfernung. Damit war zum ersten Male einem irdischen Gesetz universelle Bedeutung beigelegt, gültig für den von einem Gassenjungen geworfenen Stein wie für den aus den Tiefen des Weltraumes kommenden Kometen. Erst auf dieser Grundlage wurde die moderne Wissenschaft der Astrophysik möglich, die von der Voraussetzung ausgeht, daß alle irdischen Gesetze universelle Bedeutung haben, die der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität u. s. w. Aber Newton war sich wohl bewußt, nur das Gesetz der Gravitation entdeckt zu haben, nicht aber deren Ursache. Er hat selbst gestanden, nicht zu wissen, was die Schwerkraft sei. Er sagt: „Ich habe noch nicht dazu gelangen können, aus den Erscheinungen den Grund dieser Eigenschaft der Schwere abzuleiten; mit Hypothesen aber gebe ich mich nicht ab.“ (*Hypotheses non fingo*).²⁾ An Bentley schreibt er: „Die Schwere muß durch irgend einen Antrieb verursacht werden, der beständig und in Uebereinstimmung mit bestimmten Gesetzen wirkt; ob aber dieser Antrieb ein materieller oder immaterieller sei, habe ich der Urtheilskraft meiner Leser überlassen.“

Das zu lösende Problem heißt also nicht: Schwere, sondern: Anziehung. Von dieser aber schreibt Newton an Bentley: „Es ist unbegreiflich, daß unbeseelte, rohe Materie ohne Vermittelung von sonst Etwas, das nicht materiell ist, auf andere Materie ohne gegenseitige Berührung ein-

¹⁾ Hfenkrahe: Das Räthsel von der Schwerkraft. — ²⁾ Newton: Principia III.

wirken kann.“ Um nun eine solche actio in distans zu erklären, können wir nach den Regeln der Logik diesen Satz von Newton in zweierlei Weise umkehren, indem wir entweder sagen: Es ist begreiflich, daß besetzte Materie in die Ferne wirken kann, oder: Es ist begreiflich, daß unbesetzte Materie durch Vermittelung in die Ferne wirken kann. Der erste Satz verzichtet auf eine naturwissenschaftliche Lösung und greift zur Besetzung der Materie, was zuerst Maupertuis, in neuerer Zeit aber Zöllner gethan hat. Der zweite Satz bleibt innerhalb der Naturwissenschaft und weist nach einer Vorstellung, die schon bei Newton selbst sich findet. Er dachte sich den Weltraum erfüllt von einer Materie — Aether —, welche die Wärme-, Licht-, Gravitation- und Elektrizität-Erscheinungen zwischen den Gestirnen vermittelt. Schon vor Herausgabe seines Werkes schreibt er an Boyle: „Ich suche in dem Aether die Ursache der Gravitation.“ Wie nun das Gesetz der Gravitation nur durch die kosmische Erweiterung eines irdischen Gesetzes entdeckt werden konnte, werden wir auch die Ursache der Gravitation nur finden können, indem wir eine irdische fernwirkende Kraft zu kosmischer Bedeutung erheben. Eine Wissenschaft der Astronomie für Menschen ist eben nur dann möglich, wenn wir die Universalität der irdischen Gesetze voraussetzen; denn nur diese können wir dem Experiment unterwerfen.

Eine irdische fernwirkende Kraft, die zur Erklärung der Gravitation geeignet zu sein scheint, ist die Elektrizität. Rossi hat 1836 in einer Abhandlung „Sur les forces qui régissent la constitution intérieure des corps“ — deren Abdruck Zöllner wiedergiebt³⁾ — ausgesprochen, daß die Gravitation als eine Folgerung aus jenen Prinzipien abgeleitet werden kann, die die Gesetze der elektrischen Kraft beherrschen. Faraday wollte auf dem Wege des Experimentes den Zusammenhang zwischen Schwere und Elektrizität auffinden. Er ging dabei von der Voraussetzung aus, daß im Falle eines solchen Zusammenhanges in der Schwerkraft Etwas liegen müßte, das der dualen oder antithetischen Natur der Kraftformen bei der Elektrizität und dem Magnetismus entsprechen würde. Er war sich klar darüber, daß, wenn eine solche Dualität wirklich vorhanden wäre, „kein Wort die Wichtigkeit der so festgestellten Beziehungen übertreiben könne“⁴⁾. In der That wäre diese Wichtigkeit ganz außerordentlich; denn die Schwerkraft würde dann als eine unter gewissen Bedingungen veränderliche Kraft erscheinen und ein solcher Nachweis wäre für die Naturwissenschaft von größerer Bedeutung als irgend eine Entdeckung. Die Versuche von Faraday ergaben nun zwar keine posi-

³⁾ Zöllner: Erklärung der universellen Gravitation aus den statischen Wirkungen der Elektrizität. — Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen I. 417—459. — ⁴⁾ Faraday: Experimentelle Untersuchungen über die Elektrizität. Deutsch von Kalischer. III. § 2702—2717.

riven Resultate, aber sie vermochten doch seinen festen Glauben an solche Beziehungen nicht zu erschüttern. Es ist deshalb tief zu bedauern, daß Faraday diese Beziehungen nicht dort untersuchte, wo sie deutlich zu finden sind: in den Levitationerscheinungen des Occultismus.

Im Jahre 1872 hat auch Lissrand bei der Französischen Akademie eine Abhandlung eingereicht: „Sur les mouvements des planètes autour du soleil d'après la loi électrodynamique de Weber⁵⁾“, worin er das elektrodynamische Gesetz Webers an Stelle des Gravitationsgesetzes Newtons auf die Bewegungen der Planeten anwendet. Er zeigte, daß die Planetenbewegungen sich durch Webers Gesetz eben so erklären lassen wie durch das von Newton und daß dieses als ein Spezialfall in Webers Gesetz enthalten sei. In neuerer Zeit hat Zöllner diesen Gedanken wieder aufgenommen und sagt, „daß sich Webers Gesetz dem menschlichen Geist als ein universales Gesetz der Natur zu entschleiern beginnt, das eben so wohl die Bewegungen der Gestirne als auch diejenigen der Elemente der Materie beherrscht . . . Die Bewegungen der Himmelskörper lassen sich durch das von Weber für die Elektrizitäten gefundene Gesetz innerhalb der Grenzen unserer Beobachtung eben so gut wie durch das Newtons darstellen. Da nun aber Newtons Gesetz als ein Spezialfall in dem Webers enthalten ist . . ., so müßte nach den Regeln einer rationalen Induktion Webers Gesetz an Stelle des newtonischen für die Wechselwirkung ruhender und bewegter materieller Theilchen angenommen werden.“⁶⁾

Ist nun die Schwere eine elektrische Erscheinung, so muß sie auch durch magnetische und elektrische Verhältnisse modifizierbar und polarisierbar sein. Das zeigt der Mineralmagnet, der die Schwere aufzuheben vermag. Schwere ist abhängig von der Dichtigkeit, von der Kohäsion der Theile, — und diese Kohäsion wäre dann selbst nur gebundene Elektrizität.

Die Hypothese, daß die Anziehung der Planeten durch die Sonne eine elektrische Anziehung ist, würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn auch jene Anziehung, die Newton dem Monde zuschreibt und die das Phänomen der Fluth erzeugt, elektrisch nachgemacht werden könnte; und in der That findet eine wulstartige Erhebung einer Flüssigkeit statt, wenn wir ihr einen Bernstein annähern, der gerieben und dadurch elektrisch gemacht wird. Jene Hypothese würde noch weiter an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn auch das Phänomen elektrischer Abstoßung im Sonnensystem nachweisbar wäre. Das ist der Fall bei den Kometenschweifen. Der Kometenkern als tropfbar flüssige Masse steht unter dem Einfluß der Gravitation und Keplers Gesetze für die

⁵⁾ Comptes rendu. 30. Sept. 1872. — ⁶⁾ Zöllner: Natur der Kometen. 70. 127. 128.

Bewegungen der Himmelskörper gelten auch für ihn. Umgekehrt aber verhalten sich die Kometenschweife, d. h. die aus dem Kern entwickelten Dämpfe. Sie gravitiren nicht gegen die Sonne, sondern sind von ihr abgestoßen, so daß sie jene Linie fortsetzen, die wir uns von der Sonne gegen den Kometenkern gezogen denken und *radius vector* nennen. Zerflüßende Flüssigkeiten werden bekanntlich elektrisch erregt; wir dürfen also voraussetzen, daß die unter dem Einfluß der Sonnenwärme aus dem Kometenkern entwickelten Dämpfe ebenfalls elektrisch sind. Da nun gleichnamige Elektricitäten einander abstoßen, würde sich die Abkehrung der Kometenschweife von der Sonne unter der Annahme der Gleichartigkeit der beiden Elektricitäten erklären. Mit der Annäherung des Kometen an die Sonne beim Periheldurchgang würde aber der auf der Kometenoberfläche eintretende Siedeprozess in immer größere Tiefen dringen und so könnte durch die Beimengung weiterer chemischer Substanzen auch das Vorzeichen der elektrischen Kometendämpfe geändert werden, d. h. eine mit der Sonne ungleichartige Elektricität würde eintreten. Unter solchen Umständen müßte — die Universalität der irdischen Geseze immer vorausgesetzt — ein Kometenschweif sich zeigen, der gegen die Sonne gerichtet wäre und gleich dem Kern selbst elektrisch angezogen würde. Daraus erklärt Zöllner die Erscheinung, daß der Komet von 1823 zwei Schweife besaß, deren einer der Sonne zugekehrt, der andere abgekehrt war und die unter einander einen Winkel von 160° bildeten¹⁾.

Wir sind also durch die Untersuchung eines kosmischen Phänomens zu der Vermuthung berechtigt, daß Gravitation identisch ist mit elektrischer Anziehung, daß aber durch Aenderung des elektrischen Vorzeichens Gravitation in Levitation, und umgekehrt, verwandelt werden kann. Für die Naturwissenschaft ergibt sich daraus die Möglichkeit, die Schwere materieller Körper unter gesetzlichen Umständen zu verändern und aufzuheben. Sollte es der Naturwissenschaft gelingen, die Bedingungen einer solchen Erscheinung zu erforschen und diese neue Einsicht in die Geheimnisse der Natur technisch auszunützen, so würde das ganze Leben der Menschheit in einer Weise umgewälzt werden, wie es noch nie durch irgend eine Entdeckung geschehen ist. Die Vermuthung Faradays, daß die Schwerkraft die antithetische Natur der Elektricität habe, wäre erwiesen, wir könnten sie fassen und mit einem Schlage wären die Levitationsercheinungen, von denen es im Occultismus wimmelt, von ihrem paradoxen Anstrich befreit.

Der Mineralmagnet, der ein auf dem Tisch liegendes Stück Eisen in die Höhe zieht, also das Gesez der Schwere aufhebt, ist naturwissenschaftlich nur begreiflich unter der Voraussetzung, daß die Schwerkraft antithetischer Na-

¹⁾ Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. II. 2. 638—640.

tur ist. Die Kometenschweife aber, die sich bald der Sonne zugekehrt, bald von ihr abgekehrt zeigen, beweisen, daß unter gewöhnlichen Bedingungen Gravitation in Levitation, und umgekehrt, sich verwandeln kann.

Die Naturwissenschaft, trotzdem sie das ihr von der Philosophie vorgesprochene Wort „Entwicklung“ nachgesprochen hat, begeht doch immer den Fehler, ihre eigene Entwicklungsfähigkeit zu unterschätzen. Kaum ist eine neue Einsicht gewonnen, so beeilt man sich, sie für eine definitive auszugeben, die keine Ausnahme zuläßt, und verlegt sich selbst den Weg zu weiterem Fortschritt. So werden heute auf Grund des Gravitationsgesetzes die Levitationsercheinungen des Occultismus geleugnet und für unmöglich erklärt, ohne daß bedacht würde, daß es zwar mathematische und logische Unmöglichkeiten giebt, in der Physik aber Alles auf die Erfahrung ankommt. In dieser aber könnte die apriorische Behauptung der Unmöglichkeit nur von Jemandem ausgesprochen werden, der allwissend wäre. Anders war freilich Newton, weil er eben ein tiefer Denker war. Nie wurde eine Entdeckung von so großer räumlicher Tragweite, d. h. von so großer räumlicher Ausdehnung des von ihr erklärten Weltstückes, gemacht wie die der Gravitation durch Newton. Ein Gesetz, herrschend auf einem der unscheinbarsten Weltkörper, wurde übertragen auf die Milchstraße und die entferntesten Nebelflecken, deren Licht Millionen von Jahren braucht, um zu uns zu gelangen. Aber gerade Newton war sehr weit entfernt von jener Unterschätzung der Entwicklungsfähigkeit der Wissenschaft, die meistens nur eine Ueberschätzung des einzelnen Vertreters zur Grundlage hat. Auf seinem Sterbebett hat er das Wort ausgesprochen: „Ich weiß nicht, als was ich der Nachwelt dereinst erscheinen mag; aber selbst komme ich mir vor, als sei ich ein am Meeresstrand spielender Knabe gewesen und habe zu meiner Freude dann und wann einen glatteren Kieselstein und eine schönere Muschel gefunden als Andere, während der große Ozean der Wahrheit ganz unerforscht vor mir lag“^{*)}. Dieser große, unerforschte Ozean liegt noch immer vor uns, — und nur dann werden die größeren Entdeckungen der künftigen Jahrhunderte möglich sein, wenn wir die noch so großen der Vergangenheit und die unserer eigenen Zeit als glatte Kiesel oder Muscheln betrachten.

So lange die Naturwissenschaft in dem durch die Gewohnheit der Erfahrung erzeugten Vorurtheil befangen bleibt, in der Schwerkraft der Körper eine unveränderliche Kraft zu sehen, kann sie nicht einmal auf die bloße Idee kommen, nach Gesetzen zu forschen, unter denen die Schwerkraft aufgehoben wird, und wird es bestreiten, daß Levitation möglich sei. Je mehr sie aber einsieht, daß wir zwar das Gesetz der Gravitation kennen, die Ursache der Gravitation aber noch ein großes Räthsel ist, wird sie dieses Vorurtheil auf-

*) Brewster: Life of Newton 338.

geben und ein großes Hinderniß des Fortschrittes wird dann beseitigt sein. Wenn die Naturwissenschaft sich nicht selbst im Licht stände und gerade jenem Gebiet fern bliebe, wo sie die Erscheinungen der Levitation in Hülle und Fülle finden könnte, so würde sie der Lösung eines der wichtigsten Probleme schon weit näher stehen, als es heute der Fall ist.

Professor Babinet hat gesagt: „Der, dem es gegen alle Möglichkeit gelingen würde, einen Tisch oder irgend einen anderen ruhenden Körper in die Luft zu heben und daselbst schwebend zu erhalten, könnte sich schmeicheln, die wichtigste von allen Entdeckungen des Jahrhunderts gemacht zu haben. Newton ist unsterblich wegen seiner Entdeckung der allgemeinen Schwerkraft; wer ohne mechanische Vermittelung einen Körper dieser Schwerkraft zu entziehen wüßte, würde noch Größeres geleistet haben“⁹⁾. Babinet hat vollkommen Recht mit seiner Schätzung einer solchen Entdeckung. Unrecht hat er aber, zu behaupten, sie sei gegen alle Möglichkeit. Auch er verwechselt eben Gesetz und Ursache der Gravitation. Wenn wir von dieser Ursache gar nichts wüßten, so wäre eben darum das Dekret, Levitation sei unmöglich, ganz unlogisch. Ist aber die Gravitation aus dem elektrischen Grundgesetz abtheilbar, dann ist Levitation erst recht möglich. Gesetze sind unveränderlich; Ursachen aber sind veränderlich, sobald wir die Kraft entdecken, mit deren Hilfe sie verändert werden können. Einem Babinet ist der Begriff der Schwere so geläufig, weil er, ohne darüber nachzudenken, sie als etwas an die Materie Gebundenes ansieht. Aber vor dieser Auffassung hat schon vor zweihundert Jahren Huyghens gewarnt, als er sagte: „Die Natur hat jene Mittel und Wege, wodurch sie bewirkt, daß alle sogenannten schweren Körper sich gegen die Erde stürzen, so sehr mit Schatten und Dunkel umhüllt, daß aller Fleiß und aller Scharfsinn bisher nicht im Stande gewesen sind, ihre Spur aufzudecken. Dieser Umstand hat die Philosophen bewogen, die Ursache jener wunderbaren Erscheinung in den Körpern selbst zu suchen, in einer inneren, ihrem Wesen anhaftenden Eigenschaft, vermöge deren sie nach unten, gegen das Centrum der Erde, streben, sozusagen in einem Hang und Drang der Theile, sich mit dem Ganzen zu vereinigen. Das heißt aber nicht, Ursachen enthüllen, sondern, Ursachen schaffen, und zwar unklare, keinem Menschen verständliche Ursachen“¹⁰⁾.

„Die Körper sind schwer“: Das ist eben wieder die Sprache der Unwissenschaft, die sich an die zunächst liegende Thatsache hält, daß wir die Körper als schwer empfinden. Wir verlegen in die Körper eine Aktivität, da sie doch in ihrem Drang abwärts nur passiv der Anziehungskraft der Erde

⁹⁾ Revue des deux mondes. 1854. 530. — ¹⁰⁾ Huyghens: Dissertatio de causa gravitatis.

gehörten. Gehörte die Schwere zum Begriff der Materie, so müßte sie unveränderlich sein, was sie nicht ist; denn der Mensch, auf den Mond versetzt, hätte nur mehr ein Sechstel seines irdischen Gewichtes, während er auf der Sonne an Gewicht ungeheuer zunehmen würde. Die Schwere, weil äußerlich und wechselnd verursacht, gehört also nicht zum Begriff der Materie. Damit fällt jeder Einwand gegen die Möglichkeit der Levitation und jeder Tag könnte die Entdeckung bringen, wie ein materieller Körper der Kraft seines Anziehungscentrums durch eine entgegenwirkende Kraft entzogen werden kann.

Levitation ist aber nicht nur möglich, sondern sogar wirklich. Tausende von Menschen haben sich davon schon überzeugt, darunter Forscher, die exakte Experimente angestellt haben. Also ziemt es der Naturwissenschaft, das Gebiet des Occultismus zu untersuchen, wo diese Kraft sich thätig zeigt, ihr Verhalten zu beobachten und durch Abänderung ihrer Thätigkeitsbedingungen das Gesetz ihrer Thätigkeit zu erforschen. Dies wäre ein wissenschaftliches Verfahren. Ich bin also für das Bündniß zwischen Physik und Occultismus, und zwar in Beider Interesse. Wenn alle Occultisten vorzügliche Physiker wären, so könnte es nicht sein, daß nun schon seit Jahrzehnten Thatfachenmaterial über Levitation gesammelt, aber kein Versuch zur Erklärung unternommen wird. Ich brauchte nicht, wiewohl ich mein Kollegium der Physik hinter mir habe, an diesem Punkte Halt zu machen und das Weitere den Physikern zu überlassen. Wären dagegen alle Physiker vorzügliche Occultisten, so würde an die Stelle des ganz unfruchtbaren Streites, wo die Einen von Thatfachen, die Anderen von der Unmöglichkeit dieser Thatfachen reden, ein sehr fruchtbarer Streit über die Ursachen der Erscheinungen treten. Die Physiker würden dann bald einsehen, daß aus dem Occultismus eine Fülle neuer Einsichten zu gewinnen ist und daß speziell durch Erforschung der Levitation ein Problem gelöst werden könnte, das alle anderen an Wichtigkeit übertrifft.

München.

Dr. Karl du Prel.



Ein Uebungritt.

Nach dem Kalender waren wir ja noch im Winter; aber als ich eines Morgens aufstand, war so köstliches Frühlingswetter, daß ich nach eingenommenem Frühstück, meine Morgencigarre rauchend, im Garten auf- und abging und mich an den Weisken und dem frischen Grün erfreute, das, dem Januar zum Trost, schon keimte und sproß. Da ertönte auf der Chaussee, die an meiner Villa vorbeiführt, der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und neugierig trat ich an den Zaun, um zu sehen, wer so früh schon unterwegs sei. Es war ein Hauptmann meines früheren Regiments.

„Halloh, Herr Hauptmann“, rief ich ihm zu, „wohin so eilig?“

„Zeit verschlafen — Übungritt!“ lautete die Antwort; und er wollte weiter jagen.

„Cognac gefällig?“

Er kämpfte einen schweren Kampf.

„Wenns nicht zu lange dauert“ — meinte er.

Ich eilte davon, um die Stärkung zu holen.

„Wo gehts denn hin?“ fragte ich, als ich ihm gleich zwei Gläser auf einmal anbot.

Er nannte einen Ort, der einige zwanzig Kilometer entfernt liegt. „Wollen Sie mich nicht begleiten?“ fragte er mich. „Setzen Sie sich auf Ihr Roß und reiten Sie mit.“

Ich lehnte dankend ab. „Aber damit Sie wissen, daß ich in Gedanken bei Ihnen bin, will ich mich an meinen Schreibtisch setzen und einen Übungritt beschreiben.“

„Bringen Sie nur mich nicht hinein,“ bat er.

„Ganz gewiß nicht; aber wie stehts, noch einen kleinen Cognac?“

„Höchstens noch einen halben.“

„Natürlich die obere Hälfte?“

„Das versteht sich — so — nun danke ich aber herzlichst, es wird höchste Zeit — guten Morgen;“ und im Galopp jagte er wieder davon.

Ich aber ging an meinen Schreibtisch; und dort saß ich lange und kam fürs Erste nicht vom Tintensatz los, denn ein Übungritt ist eine ganz verzwickte Sache.

Wenn Einer etwa glauben sollte, ein Übungritt sei eine Übung im Reiten, dann ist er so schief gewickelt, wie es nur immer eine Cigarre sein kann. Au controulour, im Gegentheil, man kann auch an einem Übungritt zu Fuß teilnehmen. Für den Betheiligten ist Das natürlich sehr schmerzlich, aber was soll man machen, wenn man als alter Premier zu einem Übungritt befohlen wird und alle Versuche, ein Pferd zu bekommen, auf das Glänzendste scheitern? So man ein „Steckensperd“ hat, kann man ja diesem einen Sattel auflegen, ob es dann aber schneller geht als zu Fuß, ist zweifelhaft.

Der erste Übungritt in der Welt entstand aus der Meinung eines hohen Vorgesetzten, daß die berittenen Offiziere im Winter zu wenig zu thun haben. Diese Ansicht ist weit verbreitet; daß sie auch richtig ist, giebt mit Ausnahme der berittenen Offiziere Jeder ohne Weiteres zu; die Herren selbst leben natürlich in dem Glauben, sie hätten so viel zu thun, daß sie gar nicht wissen, womit sie anfangen sollen, — und deshalb fangen sie überhaupt gar nicht erst an.

Der Herr Oberstlieutenant hat sich nach Tisch auf seine Chaiselongue und die theure Perücke, damit sie nicht beschädigt wird, neben sich auf einen Stuhl gelegt. Die zärtliche Gattin hat ihm eine Schlummerrolle mit der gestickten Inschrift „Träume süß“ unter den Kopf geschoben und ihm eine Reisedecke mit dem Motto: „Reise glücklich“ über die Anie gebreitet. Der Herr Oberstlieutenant fühlt sich nicht ganz extra dry; als guter Vater ist er gestern mit seinen fünf unverlohten Töchtern auf einem Ball gewesen und ist erst spät gegen Morgen mit fünf unverlohten Töchtern heimgekehrt, — es hat Keiner anbeißen wollen. Er hat das Unglück kommen sehen und sich durch fleißiges Trinken bei guter Laune

zu erhalten versucht; nun hat er Das, was man beim Militär ohne Charge einen biden Kopf, bei dem Militär mit Charge einen Jammer zu nennen pflegt.

Er will schlafen; und er schläft.

Er schnarcht sogar.

Da klopft es an die Thür, einmal, zweimal, dreimal.

Der Schläfer hört es nicht.

In vorchriftmäßiger Haltung, die Hände an der Hosennath, die Nase gerade über der Knopfreihe, das Kinn an der Binde, die Fäden zusammen, Brust heraus und Bauch herein, bleibt der Herr Gefreite, nachdem er, ohne daß ihm ein „Herein“ zugerufen wurde, in das Zimmer getreten ist, in der Thür stehen.

Er wartet, als wäre er eine Wartefrau.

Nach zwei Stunden wacht der Herr Oberstlieutenant auf und erkennt in dem Halbdunkel, das ihn umgiebt, die Umrisse eines Bleisoldaten.

Er reibt sich die Augen. „Wer ist da?“

„Parolebuch.“

Soldaten sind so bescheiden, daß sie nie sagen, was sie sind, sondern nur, was sie bringen.

„Nach einmal kehrt, mein Sohn.“

Der Herr Gefreite führt den Befehl aus: „Wozu?“ denkt er im Stillen, „daß Du keine Haare hast, habe ich ja schon gesehen.“

„Front. So, nun zeig 'mal her, was Du hast.“

Das Buch wird aufgeklappt und der Herr Oberstlieutenant liest: „Morgen früh findet unter Leitung des Herrn Oberstlieutenants ein Uebungritt sämmtlicher berittenen Offiziere statt.“

„Aber davon weiß ich ja gar nichts,“ stöhnt der Herr Etatmäßige im Stillen und dann liest er: „Das Weitere hat der Herr Oberstlieutenant selbstständig zu veranlassen, Zeit und Ort des Rendezvous ist bis heute Abend um sechs Uhr auf dem Regimentsbureau zu melden.“ Und jetzt ist es gleich halb sieben.

Ja, aber Herr Oberstlieutenant, wie konnten Sie auch nur so lange zu Mittag schlafen? So was kommt von so was.

Fünf Minuten später sieht der Herr Oberstlieutenant an seinem Schreibtisch und studirt die Garnison- und Generalstabskarte: in seinem Geiste operirt er mit Armeen, Divisionen, Brigaden und anderen schönen Dingen. Der Herr Gefreite steht immer noch und wartet. Endlich hat der Etatmäßige eine großartige Idee geboren, er mißt mit dem Zirkel die Entfernung nach dem Rendezvousplatz, berechnet, wie lange man bis dorthin reitet, schreibt das Ergebniß seiner Berechnung fein säuberlich auf ein Quartblatt, beschneidet es hübsch, damit die Augen des gestrengen Herrn Oberst mit Wohlgefallen auf dem Papier ruhen, und schickt den Gefreiten dann los.

Am nächsten Morgen regnet es Bindfaden; einen Augenblick denkt der Oberstlieutenant daran, sich mit einem dieser Fäden die Gurgel zuzuschneiden, aber dann kann er ja nicht Oberst werden und Das will er unter allen Umständen, — weniger aus militärischem Ehrgeiz als wegen der Pension. So steigt er denn in den Sattel, befiehlt dem Burtschen, bei seiner Rückkehr gehörig warmes Wasser, nicht zum Baden, sondern zur Mischung verschiedener Groggs, vorrätzig zu haben, und reitet davon.

Auf dem Rendezvousplatz erwarten ihn schon die Offiziere, auch der Herr Oberst ist schon da: „Sie Alle wünschen ihn zum Teufel, zum Teufel“, wie es in *Fatiniça* heißt, aber der Herr Oberst denkt an ein anderes Wort der Operette: „Was innerlich sie denken, kann recht wenig mich kränken.“ Er bleibt und in Folge Dessen müssen die Andern auch bleiben. Der Herr Oberstlieutenant „sprudt“, wie der Kunstausdruck lautet, nun seine Idee aus:

„Meine Herren, eine Norddivision ist gegen uns im Anmarsch, wir haben sichere Meldung erhalten, daß sie von der großen Straße abgebogen ist und durch die Haide marschirt.“

„Dann können wir ja ruhig nach Haus reiten,“ flüstert ein Hauptmann dem anderen zu, „bei diesem Wetter bleibt ja die ganze Division in der Haide stecken, sie ertrinken dort, — ist ja Unsinn, die ganze Geschichte.“

Der Herr Statmäßige hört Das nicht; er fährt nach einer kleinen Pause fort. „Wir werden hier dem weiteren Vordringen des Feindes —“

„Der nur in Eurer Phantasie lebt,“ denkt Einer.

„ein energisches Halt zurufen —“

„So ruf doch Halt,“ denken Alle —

„indem wir uns hier eine Vertheidigungstellung ansuchen und sie fortifikatorisch verstärken.“

„Wir Ihr befehlt, o Majestät, zum Dienen sind wir da,“ brummt Einer vor sich hin.

Der Oberstlieutenant sieht sich im Kreise um: „Ich übertrage Ihnen, Herr Major Aberg, den Befehl über die Division.“

„Ueber die feindliche?“ fragt der Major sehr erfreut, denn dann hätte er gar nichts zu thun, da der ganze Feind nur supponirt ist.

„Ach so, ich vergaß, meine Herren, wir sind ebenfalls eine Division stark, diese führen Sie natürlich, Herr Major, bitte ernennen Sie Ihren Unterbefehlshaber. Sie haben zwei Infanteriebrigaden, jede zu zwei Regimentern, eine Abtheilung Artillerie und eine Kavallerie-Brigade.“

So schnell wie leider in der Wirklichkeit nie avanciren nun die Hauptleute, ohne erst Major zu werden, zum Oberst und Regimentskommandeur; der Adjutant wird Kavallerie-General.

„General bin ich jetzt,“ flüstert er einem Kameraden zu, „wenn ich nun auch noch das Gehalt bezöge, wölte ich mit dem Avancement wohl zufrieden sein.“

„Darf ich Sie nun bitten, Ihre Stellung auszuwählen,“ sagt der Statmäßige.

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant. Darf ich bitten, meine Herren?“ und gefolgt von seiner Suite sprengt die „Exzellenz“ davon.

Hoch auf spricht der Schmuß.

In einiger Entfernung folgt der Oberstlieutenant, um zu sehen, welche Stellung der Herr Major für geeignet hielt, und wieder in einiger Entfernung folgt der Herr Oberst, um zu sehen, welche Stellung sein Statmäßiger für geeignet hielt.

Beim Militär traut Keiner dem Andern. Jeder hält sich für klüger, als es der Untergebene wirklich ist. Das klingt zwar etwas dunkel und wunderbar, aber ist wahr.

Vor einem großen Wassertümpel scheut das Pferd des Herrn Majors, selbst

Peitsche und Sporen helfen nicht: herunterfallen will der Reiter bei dem herrschenden Schmutz nicht, sein grauer Mantel ist so wie so schon schmutzig genug, — so denkt er denn, es ist Schicksalsfügung und mit hochgehobener Stimme spricht er: „Hier bleibe ich.“

Darüber freuen sich Alle, die es hören, denn je näher sie der Stadt bleiben, desto kürzer ist der Rückweg.

Alle finden die Stellung „Sr. Excellenz“ des Herrn Majors ganz ausgezeichnet, — nur der Herr Statmäßige macht: „Hm, Hm“ und der Herr Oberst ebenfalls. Wem gilt dieses „Hm, Hm“ des Herrn Kommandeurs? Der Ansicht seines Majors oder dem „Hm, Hm“ seines Statmäßigen? Genau weiß man nicht.

„Hier ist mein rechter Flügel,“ spricht der Herr Major, „und dort“, er zeigt auf ein Loch in der Natur, „mein linker.“

Wieder zwei verschiedene „Hm, Hm.“

Den Major ärgert Das nicht, er denkt: „O wäre ich weiter, o wär' ich zu Haus und hätt' ich doch erst meine Stiefel aus,“ denn in seinen sogenannten „Wasserdichten“ plätschern die Wellen.

„Meine Herren,“ damit wendet sich der Major an seine Begleiter, „Brigade 1 den rechten, Brigade 2 den linken Flügel, von jeder Brigade zwei Bataillone in die Reserve, Kavallerie auf den linken Flügel, Artillerie dort auf die Höhe, — ich bitte, sich die Stellungen anzusehen und mir dann zu sagen, wo und wie Sie Ihre Truppen die Stellung besetzen lassen wollen.“

Es geschieht und Jeder erstattet seine Meldung: „Hier rechter, dort linker Flügel, hier Reserve.“

Dann wird noch Etwas darüber gesprochen, wie die Herren ihre Stellungen fortifikatorisch verstärken wollen, und Sr. Excellenz der Herr Major sagt zu Allem Ja und Amen. Am Liebsten würde der Herr Oberstlieutenant zu Dem, was der Major spricht, auch Ja und Amen sagen, denn erstens ist es ganz niederträchtig, Stunden lang im strömenden Regen auf den Gaul zu sitzen, zweitens sehnt er sich nach dem häuslichen Grog, drittens nach einem Paar trockener Strümpfe, viertens ist er der Ansicht, daß solch Uebungritt eigentlich wenig praktischen Nutzen hat, da im Ernstfalle nur der Feind entscheiden kann, ob die Stellung falsch oder richtig ist.

Der Herr Oberstlieutenant studirt das Antlitz des Herrn Oberst und entschließt sich dann, die Anordnungen des Herrn Majors nicht zu billigen; es thut ihm leid, auch um seiner selbst willen, aber er kann nicht anders.

So sagt er denn: „Diese Stellung — gewiß ja — jawohl — ja — sie ist . . . Hm, Hm —“ er bricht ab, weil er selbst nicht weiß, was er sagen will.

„Ich meinte, Herr Major, auf welchem Wege und wie würden Sie sich zurückziehen, wenn Ihre Division den Feind nicht aufhalten kann?“

„Sie kann ihn aufhalten,“ spricht der Major voll Zuversicht, „und sie wird ihn aufhalten.“ Muthig blickt der Major um sich: es ist kein Feind da, der ihn zum Rückzug zwingen könnte.

Der Herr Oberstlieutenant ärgert sich über die Vorknechtlichkeit seines Untergebenen, er winkt ihm mit den Augen und deutet mit der Hand heimlich nach dem heimathlichen Herde. Da begreift der Major, was der Vorgesetzte will: „Wenn ich trotzdem zurück muß, so würde ich den nächsten Weg einschlagen, der von hier

aus in die Stadt führt, und kurz vor der Stadt selbst noch einmal eine Stellung nehmen und mich dort nochmals auf das Hartnäckigste zu verteidigen.“

„Wollen Sie mir, bitte, diese Stellung zeigen?“

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant.“

Schon wenden Alle ihre Pferde, um nach der Stadt zurückzugaloppiren, da haucht sie die Stimme des Herrn Oberst: „Meine Herren, noch einen Augenblick —“ und nun kommt eine zweistündige Kritik, warum, wieso, weshalb diese Stellung ganz unbrauchbar sei; er weiß eine viel bessere. „Darf ich bitten, meine Herren,“ — und in tausendem Galopp geht es über Stock und Stein immer gerade aus, nicht nach der Stadt zurück, ach nein, sondern immer weiter von ihr fort.

Endlich macht der Kommandeur Halt.

„So, meine Herren, hier sehen Sie sich einmal um: Das ist die einzig richtige Stellung, betrachten Sie diese Flankenanschauung rechts — darf ich bitten, meine Herren,“ und im Galopp saust er nach dem rechten Flügel, „und nun erst die Flankenlehnung links — darf ich bitten, meine Herren,“ und im Galopp saust er nach dem linken Flügel „und dann diese herrliche Artilleriestellung — darf ich bitten, meine Herren.“ Wieder galoppirt er von dannen. „Ja meine Herren, wenn man solch köstliches Stück Erde sieht, da wird man wieder jung und frisch. Sehen Sie nur dieses Hünengrab, welche wundervolle Deckung für die Reserven! Da wird Einem ordentlich das Herz weit. Sehen Sie nur diese prächtige Terrainsalte — darf ich bitten, meine Herren? Bitte, Galopp, meine Herren, unsere Pferde haben ja heute noch nichts geleistet und dieser feine Sprühregen genirt weder sie noch uns, — ach so, ja, diese Terrainsalte, die gebedete Annäherung unserer Leute erlaubt, wundervoll! Dazu dieses herrliche Schussfeld: Wie weit, meine Herren, werden wir hier mit unserer Infanterie schießen können?“

„Zwölfhundert Meter“, sagt Einer, nur um überhaupt Etwas zu sagen; „doch kaum ist ihm das Wort entfahren, möchte er's im Busen gern bewahren.“

Der Herr Oberst wendet sich ihm lebhaft zu: „Zwölfhundert Meter? Glauben Sie wirklich? Das überträfe ja meinen kühnsten Erwartungen! Auf der Karte läßt sich so Etwas ja schlecht sehen; wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Dann galoppiren Sie, bitte, 1200 Meter geradeaus; wie viele Galopp-sprünge macht Ihr Pferd auf hundert Meter?“

„Das weiß ich nicht, Herr Oberst.“

„Ja, mein lieber Herr Hauptmann, so Etwas muß man aber wissen, Das ist ungemein wichtig, nun, nehmen Sie den Durchschnitt, fünfunddreißig Galopp-sprünge auf hundert Meter, Das sind für zwölfhundert — na, wie viel ist es — hundertmal fünfunddreißig sind breitausendfünfhundert, dann zweimal fünfunddreißig sind neunzig —“

„Siebenzig,“ verbesserte ein Adjutant.

„Richtig, ich versprochen mich, wie weit hatten wir doch — ach so ja, Das macht zusammen viertausendzweihundert Galopp-sprünge!“

„Dann ist mein Gaul tot,“ denkt der Hauptmann und er sagt: „Wenn ich vierhundertundzwanzig Galopp-sprünge mache, habe ich zwölfhundert Meter zurückgelegt, der Herr Oberst haben sich verrechnet.“

Der Herr Oberst will es nicht glauben; also muß der Adjutant den schwierigen Fall auf Papier ausrechnen: der Hauptmann hat Recht.

„Also nur vierhundertundzwanzig, Herr Hauptmann; dann steigen Sie, bitte, ab und legen sich platt auf die Erde, ich werde hier einen der Herren bitten, sich gegenüberzulegen, dann können wir am Besten kontrolliren, ob liegende Schützen sich auf dieser Entfernung noch sehen und folglich auch tothschießen können.“ Ach, hätte der Hauptmann doch den Mund gehalten oder wenigstens nicht gesagt, daß er seinem Oberst einen Gefallen thun wolle, — obgleich ein „Nein“ auf dessen Frage ja auch eine Unmöglichkeit war; so reitet er denn davon.

Als er zurückkommt, sieht er aus wie ein lebendiger Chokoladenmann; aber das Schußfeld ist da.

„Ob wir auch noch auf weitere Entfernungen schießen können?“ fragt der Kommandeur, aber Niemand antwortet und dem Herrn Oberst bleibt nichts übrig, als seine Frage als eine rhetorische zu betrachten, auf die man, wie man ja in der Schule schon gelernt hat, auch keine Antwort erwartet.

Der Herr Oberst hat einen langen, wasserdichten Mantel an, der bis zu den Fußspitzen reicht, die Hände stecken in Gummihandschuhen, er ist ganz trocken und hat daher gar keine Fille.

„Wir wollen nun noch einmal zu der ersten Stellung zurückreiten und die beiden mit einander vergleichen.“

Jetzt, wo Alle wünschen, daß der Kommandeur en carrière ritte, bündigt er sein Leibroß zum Schritt.

Noch nie ward so gesucht.

Wieder erfolgt eine lange Besprechung, dann endlich macht man sich auf den Heimweg. Alles ruft „Hur —“ aber sie kommen nicht dazu, auch „rah“ zu sagen, denn plötzlich hält der Herr Oberst sein Pferd an: „Meine Herren, noch Eins. Haben Sie doch die Güte und zeichnen Sie Jeder ein Croquis der von mir ausgesuchten Stellung und tragen Sie doch auch die Truppen ein, Jeder nur die, über die er verfügte, ich überlasse es Ihnen, ob Sie die Zeichnung in Blei, Buntstift oder Tusche ausführen wollen, aber ich glaube, in Tusche macht es sich am Besten, es ist ja nur eine kleine Arbeit. Es ist jetzt ein Uhr, um drei sind wir zu Hause, na, sagen wir, daß Sie die Arbeiten um fünf Uhr dem Herrn Oberstlieutenant in die Wohnung schicken.“ Er wendet sich an seinen Statmäßigen: „Sie haben dann wohl die Güte, mir die Zeichnungen heute Abend um acht Uhr mit Ihren Bemerkungen zuzusenden, ich gebe sie den Herren dann gelegentlich zurück.“

Bums!

Auch Das noch.

„Hat einer der Herren noch eine Frage? Nun, dann danke ich Ihnen sehr.“

Wie der Teufel reitet er davon. — nur, um schnell nach Haus zu kommen, oder, um nicht zu hören, was seine Unterthanen sagen? Wer kanns wissen?

. . . Am Nachmittag sitzen die Herren zu Hause und legen ihre Skizze in Tusche an, weil es sich nach der Ansicht des Herrn Oberst so am Besten macht, und am Abend versammeln sich alle Theilnehmer am Ritt zu einem gewaltigen Männertrunk und es giebt Leute, die allen Ernstes behaupten, Das sei das Beste am ganzen Uebungritt.

Freiherr von Schlicht.

Eine Legende.

Als die Welt noch jung und das Menschengeschlecht noch in seiner Kindheit war, beschloß Gott der Herr, seine Lieblingsgeschöpfe, die Menschen, wieder einmal vor sein Angesicht zu berufen. Seine Allweisheit und Allgegenwärtigkeit konnten sich zwar der besten Ordnung aller Dinge erfreuen; selbst in dem recht schwierigen Mechanismus der Himmelskörper trat selten eine nennenswerthe Störung mehr ein, und wo er bewußtes Leben gesät hatte, ging es auf in stetiger Entwicklung zu immer reicheren Formen und Gestalten. Nur in Betrachtung der Menschen hatte Gott der Herr schon manchemal seine weiße Locken geschüttelt, in schweren Bedenken. So viel hatte er ihnen gegeben als Ausfaat seiner Wünsche, mehr, weit mehr als anderen Geschöpfen, weil er weit mehr von den Menschen erwartete, und nun mußte er merken, wie sie gerade eines stolzen Bewußtseins nicht froh werden wollten, sich vielmehr häufig genug in bitteren Klagen über ihr Geschick ergingen. Ihr Geschick! Wußten sie es denn? Wußte, was da lebte auf den bewohnten Flächen der Sternenkörper, wohin er, Gott der Herr, es führen wollte? Und die Menschen gar, denen er den Keim der Unvergänglichkeit so deutlich redend in die Seelen gelegt zu haben glaubte, wollten sich nicht bescheiden!

Die anderen Geschöpfe, die weniger empfangen hatten, lebten zufrieden in ihrem nächsten Drange. Die fanden es in der Ordnung, daß der Hunger weh thue und die Langeweile; daraus gerade schöpften sie ihre nächsten Genüsse: zu fressen und zu schlafen. Wurde eins von ihnen des Todes Beute, sei es nun, daß seine Zeit erfüllet war, daß der Blitz es erschlug oder ein stärkeres Thier es zerriß, so dachten die Ueberlebenden Dem nicht weiter nach, — und solche Ordnung gefiel dem Herrn, da sie der Ausdruck des Befehles war, das er über alles Leben gestellt hatte. Deshalb bekümmerte es ihn, daß gerade der Mensch sich ihr nicht wohlgenuth fügen wollte, sondern in ihr seinen Feind sah und etwas Böses, das ihm Echeu und Verdruß bereitete. So hatte Gott der Herr das Seufzen der Menschen gehört und ihre Thränen fließen sehen aus dem Unfrieden ihrer Herzen heraus; und Mitleid sprach nun an seiner Seele, so oft er der Menschen gedachte, — und immer ja waren sie in seinen Gedanken. Und darum, weil er nicht länger leiden wollte, hatte er sie wiederum vor sein Angesicht berufen und ausgesandt die Engel nach Ost und West und Süd und Nord, allüberall hin, wo seine Schmerzenskinder wohnten. Zum Himalaya hatte sie Gott der Herr geladen, just auf das Gelände, das ehemals als Paradies eingefriedet lag und nicht mehr heimgesucht worden war, seit die Menschen ihren Weg genommen hatten den Strömen nach in die Niederungen und an die Küsten der Meere. Eine Freude wollte ihnen Gott bereiten, denn im Innersten hatte es ihn längst gereut, daß er das Paradies ihnen dereinst verschlossen hatte, und gewundert hatte er sich, daß so selten Einer den Weg muthvoll zu jener Höhe zurückgesucht hatte. Er hätte Keinem gewehrt und hätte es auch den Vielen nicht: wie ein Vater sein Kind zur Strafe wohl vom Tische weist, still sich aber freut, wenn das bestrafte in scheinbarer Vergeßlichkeit sich wieder, erst hinter seinen Rücken, dann

an seine Seite stiehl. Und darum dachte Gott der Herr an diese Ueberraschung, als ein Zeichen seiner Liebe und der Ermunterung zu gutem Vertrauen, wie er mit den Menschen reden wollte.

So kamen nun wirklich auch Viele, die in traumhaftem Entzücken all die schimmernde Pracht, die leuchtende Farbensgluth, das Meer von Wohlgerüchen im Paradiese selig begrüßten. War Manchem wurde das Auge feucht, der früher nur im Schmerz geweint hatte und nun erlebte, daß auch die Lust und der schöne Schein die Thränen weckt. Andere aber — es waren ihrer nicht Wenige — standen finster inmitten der Pracht. Auf den smaragdnen Matten, über die ein wunderbares Leuchten flimmerte, ruhte ihr starrer, fast feindlicher Blick und Mancher schloß die Lider beim Anblick der friedlichen und doch so sieghaften Schönheit wie vor einem körperlichen Schmerz.

Die große Mehrzahl aber ging gleichgültig unter den fruchtschweren Bäumen hin, vorbei an den fischreichen Bächen, an friedlich gelagerten Heerden der Gazellen und Wohlgeruch athmenden Blüthenfeldern, mit leeren Augen. Die Empfindlichen nur unter ihnen stießen mit dem Fuß aus dem Weg, was Uebermaß der Fülle herabgestreut hatte, oder rümpften die Nase über den süßlichen Duft, den das Paradies austreute. Einige aber äußerten sich auch laut mißbilligend über die unpraktische Landwirtschaft, die der Herrgott hier betreibt, während doch daheim auf ihrer Waldbräute kaum der Holzspindel dürrig gedeihen wollte.

Abwärts aber, wo ein Sturzbach in Himmelsfarben von sonnenheller Felsenhöhe herabsprang, hatte sich auf dem Moos unter schattigen Bäumen eine Schaar gelagert: Jünglinge mit kaumigem Bart und träumendem Auge, das Haupt auf die Arme gestützt und den Blick wie gebannt auf das schimmernde Spiel der Tropfen gerichtet. Hinter den Bäumen versteckt aber lauschten blühende Jungfrauen den brausenden Rhythmen des Wasserfalles, sahen leise erglänzend auf die Jünglinge vor ihnen im Moose und flüsteren einander von Zeit zu Zeit selige Worte zu. Diesen Verharrenden vorüber bewegten sich Gruppen lebhaft Redender. Meist Männer waren es, jeglichen Alters, im braunen und weißen Schmutz des Haupthaares, Bärtige und Bartlose und Kahlköpfe. Um Wichtiges ging ihr Gespräch, denn häufig standen sie still: dann redete Einer eindringlich, lebhaft die Arme bewegend, und es nickten die Anderen weise bejahend oder schüttelten die Häupter, die braunen, die weißen und kahlen, und schritten fürpoh. Die Jungen aber am Wasserfall, die Rüssigen, streiften sie kaum mit einem Blick; sie hielten sich für viel zu ernsthaft zu solchem Treiben. Andere wieder geberdeten sich anders im Anblick des Paradieses, ein Jeglicher nach seiner Art und seinen Gedanken.

Als sich Alle nun leidlich satt gesehen hatten an den Wundern des Paradieses, trat der Erzengel Michael, der in der Weltregierung die Stellung eines Reichskanzlers bekleidete, zu seinem Herrn und Gebieter und meldete, daß Alles bereit sei. In einer mächtigen Gletschergrotte des Himalaya aber hatte Gott der Herr der bestimmten Stunde gewartet, das Treiben der Menschen im Paradiese beobachtet, auch ihre Gespräche vernommen. Und finster blickte er, als Michael zu ihm trat; er senkte tief auf, als ihn der Engel in seiner Stille unterbrach, daß es wie ein Donner rollte über die Schneefelder des Gebirges und eine Windsbraut hinabfuhr ins Hochland, wo das Paradies lag. Vor ihr neigten die Bäume

die Gipfel tief bis zur Erde und auf eine Weile verstummte das Summen der versammelten Menge, denn Aller Augen richteten sich zur Höhe, woher der Wind niederfuhr, auf, zu den leuchtenden Gipfeln. Gott der Herr aber trat nun hervor aus seiner Grotte. Schwer stützte er die mächtige Rechte auf einen Granitfels, der dort im Gise eingestoren lag, seine Linke aber legte er über die strahlenden Augen und nieder sank ihm das herrliche Haupt auf die schwer athmende Brust.

„Was hast Du, Herr“, fragte der Engel, als er die nie erlebte Bewegung seines Gebieters sah, „was hast Du, Herr?“ Der Herr aber faßte Michaels Hand, wies mit der Rechten hinab auf das Paradies und sprach: „Schau dort hinab! Sind Das meine Menschen? Nicht Freudigkeit noch Stolz lebt in ihren Blicken und ihren Gebarden; müde schleppen sie ihre Glieder und Keinen sehe ich, der sein Dasein empfinde als Lust, wie alle anderen Geschöpfe meiner Welt doch thun. Eiferer sehe ich nur, Verächter, Trauernde und Murrende, Tränmende und von Sehnsucht Verzehrte, aber kaum Einen gewahre ich, der in sich selbst ruhte, und auch die Besten noch blicken mit müden Augen. Sind Das meine Menschen? Ist Das der Mensch?“

Lange schwieg der Engel; da er aber sah, daß Gott der Herr imummer beharrte, sprach er bescheiden, doch fest: „Was nimmt Dich Das doch Wunder, o Herr! Mehr gabst Du ihnen von Deiner Seele als jedem anderen Wesen; die Ewigkeit aber und ihr Gesetz hältst Du ihnen unter Deinem Schleier. So sehen sie davon nur wenig, aber doch zu viel. Zu wenig für ihr Bedürfniß, zu viel für ihre Zufriedenheit. Alle Anderen schufst Du nach Deinem Willen und Dein Wille setzte dem ihren Schranken in ihrem Wesen; diese aber schufst Du Dir zum Ebenbild. Und während Deiner Seele Gesetz die Ewigkeit ist, bandest Du die ihre an die Zeit . . . Was wunderst Du Dich, Herr, daß sie leiden? Zu viel gabst Du ihnen und zu wenig.“

„Deinesgleichen nicht wollte ich schaffen“, sprach da der Herr mit Härte; „nicht Diener meines Willens, wie Du und Deine Brüder es sind, sondern Er-rather meines Willens und seine Eroberer. Nicht spiegeln wollte ich mich in ihnen, sondern mir wieder begegnen. Nicht Geschöpfe wollte ich, sondern Schaffende!“ Und als der Herr sah, daß der Engel bestürzt schwieg und erschreckt von der Gluth des ewigen Auges seinen Blick zu Boden senkte, da zog er ihn sanft an sich und sprach weiter zu seines Willens liebstem Vertrauten mit Milde: „Du weißt nicht, daß auch Gott seine Scham hat und seinen Sporn und daß er müde werden kann seiner einsamen Willkür. Aber nun geh; es ist an der Zeit, daß ich zu ihnen rede, wie ich gewollt.“

Da entfaltete Michael die mächtigen, lichtstrahlenden Schwingen und alsbald rauschte es hinab vom Gipfel des Himalaya wie Orgelton, den der Sturmwind spielt auf einer Riesenharfe, feierlich und erhaben, so daß die Welt ihren Athem anhielt für einen Augenblick. Im Paradies aber blieben die Wandeln-den stehen; und die auf den Wiesen lagerten und an den Quellen, sprangen empor und Alle schauerten sich zusammen in einen Thalgrund; dort standen sie stumm und befangen. Denn das Licht, das gewesen war um sie her, schien nun Finsterniß, die das Paradies einhüllte. Es war der Schatten einer Riesenwolke, die über den Häuptern der Menge schwebte. Ueber der Wolke aber stuthete weißglühende Helle, so daß die Sonne am Firmament stand als ein rother Ball und die Sterne als dunkle Flecken am Himmelsgewölbe erschienen.

Als bald aber erklang auch eine Stimme aus der Wolke, mächtig und mild: „Der Herr ist nahe bei Euch. Wer reden will, Der rede. Und wer da Leid trägt, hebe es empor zu seinem Antlitz!“ Doch Bangen hielt die Menschen noch lange gefesselt und Bittern überkam sie bei der Nähe des göttlichen Schöpfers. Dann aber entstand unter ihnen ein Lausen und Raunen, erst leise und schüchtern, dann lauter und dreister, und suchte Jeder seine Gefährten im Mangel und seine Genossenschaft nach Herkunft und Gemeinsamkeit, Jeder die Seinen. Die einzelnen Parteien aber einigten sich auf Vorkührer; die traten nun hervor auf den freien Platz, wo des Engels Stimme zunächst gehört worden war, und brachten ihre Sache vor. Und jedesmal, wenn Einer ausgerebet hatte, riefen die Seinen ihm Beifall zu, erst leise, dann dreister und lauter, auf daß Gott der Herr ihre Uebereinstimmung recht deutlich vernehmen sollte. Alle Anderen aber, die nicht zur Gemeinsame des Sprechers gehörten, murrten laut gegen die Beifall Rufenden und ihren Sprecher und schalteten sie eigensüchtig und falsch; als sie aber dann selbst an die Reihe kamen, erging es ihnen wieder so wie den Ersten. Viele auch waren, die sagten erst Ja zu Allem, was vorgebracht wurde, und dann doch wieder Nein und irrten so von einer Gemeinschaft zur anderen, ohne zu wissen, was sie eigentlich begehren sollten. Und Andere wieder gaben bald die Hoffnung auf, auch nur zum Wort zu kommen; die blickten voll Uel auf das Getriebe der Schreier und stellten sich grollend abseits, ihre Stunde erharrend, wenn sie je kommen sollte.

Als es so eine gute Zeit gegangen war, standen schließlich die Menschen gesondert in feindlichen Gruppen einander gegenüber; und nicht mehr zum Herrn, der sie geladen hatte, ging ihre Rede, sondern herüber und hinüber in bitterer Fehde ohne Ende. Da sprach Gott der Herr zu seinem Erzengel: „Gäbe ich Jedem von Diesen da, was er begehrt, so würde mir doch unter ihnen der Mensch nicht, den ich mir hoffe. Aber ich liebe Die, die nicht müde sind, sich selbst zu erhasen, was ihnen köstlich dünkt. So ist ihr Streit ihrem Leben ein Inhalt, ist es auch nicht mein Leben und mein Inhalt.“ Und den Engeln gebot er, hinabzuschweben aus der bergenden Wolke und jeder Gemeinschaft zu geben, was sie spornen möchte im Kampf um die Güter, nach denen sie einzig doch lebten. Das thaten die Engel und gaben jedem Heischenden, was er am Besten brauchen mochte zu seinem Zweck: zum Gedeihen der Weiden und Früchte, zur Erschließung der Brunnen, zum Wohl ihres Gewerbes oder Handels, zur Gesundheit ihrer Heerden, um ihren Vogen Kraft, ihren Pfeilen Schärfe, ihren Häusern Sicherheit zu verleihen und lebzig zu werden mancher leiblichen Nöthe, die sie drückten. So waren denn diese Meisten zufriedengestellt, zuerst und vor Denen, die sie überschritten hatten und die nun abseits standen und verächtlich auf die Abgefertigten blickten, und auch vor Denen, die anfangs Ja zu Allem gesagt hatten und dann wieder Nein und von einer Gemeinschaft zur anderen geirrt waren, weil ihnen mit Dem nicht recht geholfen zu sein schien, was Jene forderten. Die vielen Zufriedengestellten aber traten den Heimweg an. Und als sie allein waren mit ihrer Genossenschaft auf ihrem Wege, rühmten sie laut sich ihres Sieges und meinte Jeder, er habe für sein gutes Recht, das von Gott als unbestreitbar anerkannt worden sei, auch den Vortheil vor allen Anderen empfangen und sei nun im Besitz unfehlbarer Sicherheiten für sein Wohlergehen. Böse war er nur über die Heuchelei seiner Gegner, die so schamlos sich und nur sich selbst betont hätten, und wünschte ihnen alles mögliche Mißgeschick,

wodur er sich nun, im Vertrauen auf Gottes wohlwollende Gesinnung, völlig geschüßt erachtete. Das Schicksal aber der Zurückgebliebenen, Derer, die noch gar nicht zu Wort gekommen waren, verursachte den Davonziehenden unbändige Heiterkeit: was waren Das für Tölpel gegen sie, die Ausgezeichneten, die Begnadeten!

So war es nun leerer geworden auf dem Platz, wo Gott der Herr auf seiner Wolke thronte, denn es waren nur Die zurückgeblieben, die nicht zu Wort gekommen waren, die nun trauwig oder tropend abseits standen, und die Anderen, die Ja zu Allem und wieder Nein zu Allem gesagt hatten; Diese aber hatten sich müde auf den Wiesen ringsumher und an den Quellen gelagert.

Unter den abseits Stehenden aber gab es Männer, Jünglinge und Frauen von allerlei Volk. Nicht mit Gütern und Wohlfahrt war ihnen geholfen. Ihre Wiesen grüntem und Wasser gaben ihre Brunnen, Milch ihre Heerden, aber an ihrem Herzen fraß der Wurm und ihre Seelen waren krank von Sehnsucht. Und als sie nun sahen, daß Gott der Herr sie jetzt hören werde, traten sie in die Mitte des Platzes, recht unter die Wolke des Herrn. Schweiß und Staub von dem großen Gedränge klebten an ihren Stirnen, und da ein Bach floß durch das weite Thal, folgten sie Alle einem Drange: daß sie Wasser schöpften mit ihren Händen und Haupt und Stien damit neyten, denn rein und gerecht wollten sie vor ihren Gott treten. Dann saßten sie einander bei der Hand, so daß sie nun standen auch als eine Gemeinde und blickten empor mit entschlossenem Gemüth. Tausendstimmig, aber wie aus einem Munde, drang zum Höchsten ihr Wort, das klang wie Gesang: „Erleuchte uns, Herr!“ Und da war es zuerst, daß Gott sprach, laut, so daß die Menschen ihn hörten, und also redete zu Michael: „Endlich vernehme ich den Menschen und nicht mehr das Thier mit Verstand. Diesen will ich mein Antlitz enthüllen.“ Und der Herr that, wie er gesagt hatte. Da fielen die Betenden auf die Knie und wetteiferte Jeder, daß er den Saum des göttlichen Kleides inbrünstig presse an seine Lippen. Gott der Herr aber richtete Jeden empor und wies ihm den Weg seiner Sehnsucht.

„Sehet an“, sprach er, „Erde und Himmel, Land und Wasser, Höhe und Tiefe, Sonne und Sterne, Licht und Luft, Farbe und Laut: Jegliches bin ich, seid Ihr! Und Jegliches ist Euch eigen, sobald Ihr es denkt, weil es auch meine Gedanken sind. Diesen Stolz aber gebe ich Euch vor allen Geschöpfen, daß Ihr Irrthümer werden könntet meiner Gedanken und sie weiter denken! Und wie ich untergehe in den Bildern meiner Gedanken, millionenmal in jedem Augenblick, und auferstehe in den Bildern meiner Gedanken, millionenmal in jedem Augenblick, so habe ich nichts voraus vor Euch, das Ihr nicht auch hättet. Und wahrlich, ich sage Euch: Ich, Euer Gott, auch hatte meiner Erlösung. Von meinem Mitleid mit Euch sollt Ihr mich erlösen. Aufrecht schuf ich Euch und aufrecht sollt Ihr schreiten durch die Ewigkeit und neben mir stehen, als meines Gedankens stolze Erfüllung. Steiget zur Höhe: ich gebe Euch die Sterne; taucht in die Tiefen: ich gebe Euch ihre Kraft; auf den Flügeln Eurer Sehnsucht aber schwebt über Zeit und Raum Euer Gedanke! Und Das sei Euer erstes Gebot: daß Ihr Jegliches erkennet nach seinem Wesen und nicht zuletzt Euch selbst. Das andere Gebot aber sei Euch, daß Ihr ferner nicht abseits steht: Bändigen sollt Ihr die Heerde, die Ihr da sahet toben und stampfen. Hirt und Hund sollt Ihr der sein in Liebe und List. O gebet Acht, daß Eure Sehnsucht nicht schlafe

und Euer Gedanke nicht müde werde! Denn zum Lügner wird an mir und schlimmer als die Herde, wer seine Sehnsucht in Schlummer wiegt und seine Gedanken zur Ruhe schickt."

So sprach zu ihnen Gott, der Herr. Und Trunkenheit besiel die Männer und Frauen. Heiliges Feuer leuchtete aus ihren Augen und hoch scholl die Brust Allen, zu denen der Herr geredet hatte. Wie Sieger zogen sie von dannen; vor sich den Kampf, aber den Sieg schon in der Seele. Und Flügel wuchsen ihrer Sehnsucht und ihren Wünschen, die trugen sie nach Ost und West, nach Nord und Süd, wo sie thaten nach des Herrn Gebot: Hirten wurden und wachsame Hunde den dämmernden Herden der Menschen und Erkennende des Geheges der Welt.

Und Gott der Herr sprach zu seinen Engeln: „Sehet, wie stolz sie schreiten mit muthigen Herzen!"

Nun waren aber zurückgeblieben im Paradiese noch Viele, Viele, die auch vernommen hatten, was Gott der Herr ihren Brüdern und Schwestern verheissen hatte, die aber doch müde lagen an den Quellen und auf den Wiesen und ihrer Traurigkeit keinen Trost wuhnten. Das waren Die, die Ja und Nein gefogt hatten anfangs zu Allen, aber kein Ja und kein Nein mit dem Willen zur That. „Was, o Herr, giebst Du nun Diesen?" sprach Michael. „Siehe, jung sind sie zumeist und weich in ihrem Gebahren. Sie greifen zu, aber sie halten nicht fest; sie schreiten auch, aber sie kehren um von jedem Weg. Hilflos scheinen sie mir und werth doch der Hilfe, denn wünschereich blicken ihre Augen und voll Sehnsucht nach Güte und Frieden."

Als die Zurückgebliebenen den Engel so reden hörten, sahen sie selbst sich den Muth der Bitte. Viehlich waren sie meist zu schauen: knospende Jungfrauen, die wandelten mit träumenden Jünglingen; daneben auch Alte mit seltsam durstigen Augen. Nun zogen sie einander und schoben sich müde vorwärts, und da sie endlich standen unter der Wolke des Herrn, blickten sie rathlos zu Boden und wachte Keiner ein Wort für sein Begehren

Da sprach der Herr laut zu seinen Engeln: „Die Aermsten von Allen scheinen mir Diese. Viel Knospen und Blüten sehe ich bei ihnen und zärtlichen Willen zu Schönheit und Duft, nicht aber sehe ich den Willen zur Frucht. Abfallen werden sie vom Baum des Lebens und welken in ihrer Schwäche, so daß ich kein Ende erleben werde meines Mitleides mit ihnen, dessen ich doch müde bin. Vieles schuf ich, doch ihnen nicht genug. Nichts taugt ihnen die Welt und ihr Sinn ohne das Eine, das meines Mitleides letzte Gabe nun werden soll. Segen enthält sie und Glück und viele Gefahren und sorgsam hütet mir das neue Geschenk, daß es Keinen mir losse vom Wege, der sein nicht bedarf. Aber Diesen, den Schwachen und Armen, setze ich es als Ziel und fruchtbare Wolke über die Saat ihrer Wünsche: Gehet hinab zu den Darrenden und bringt ihnen den Nothbehelf ihres Gottes, bringt ihnen . . . das Glück."

Max Martersteig.



Spanien und Amerika.

New-yorker Bankiers haben lange genug für Beschwichtigungdepeschen gesorgt; und als dann die Kriegsgefahr nicht mehr zu bemänteln war, wurde eine allzu pessimistische Auffassung der spanischen Geldverhältnisse gepflegt. Da die stolzen Spanier ihr Geld nur in heimischen Staatspapieren anlegen, sind mindestens sieben Achtel der gesammten auswärtigen Schuld — der Extérieurs — im Lande selbst untergebracht. Diese Thatsache verbürgt einen leidlichen Afford für den Fall, daß der durch einen unglücklichen Krieg aufgeriebene Staat seine vierprozentige Verzinsung in Gold nicht mehr ansvrecht erhalten könnte. Wäre von den Extérieurs mehr als eine Milliarde im Auslande, dann würden die Herren in Madrid eine Niederlage wohl rücksichtslos ausminzen. So aber könnte keine Regierung wagen, den eigenen Kapitalisten schmerzliche Abzüge zu machen. Deshalb rechnet schon heute die Hochfinanz aus, daß spanische Papiere bei einem Kurs von 25 bis 30 Prozent recht preiswürdig sein dürften, während zum jetzigen Kurs von 42 — Das ist heute auch ungefähr der Griedenkurs! — schon ein Spekuliren à la baisse als bedenklich gilt. Es läßt sich also wohl annehmen, daß im schlimmsten Fall eine vierprozentige Anleihe zu 30 unter der Hand gute Käufer fände; in den letzten Wochen, wo man in Paris Geld bringend, aber vergebens suchte, war von so demüthigenden Bedingungen natürlich nicht die Rede. So unendlich, wie Manche meinen, ist es für Spanien durchaus nicht, Geld zu erhalten; auch hat das Land wichtige Monopole zu vergeben und treibt schon seit Jahren einen recht einträglichen Ordenshandel. Wir leben zwar in demokratischen Zeiten, aber für einen Orden bringen selbst die nächsterusten Geschäftsleute manchmal beträchtliche Opfer.

Die schwebende Schuld, die kaum noch bei französischen Konsortien, sondern fast nur bei der Bank von Spanien besteht, muß auf etwa 800 Millionen Pesetas beziffert werden. Die Bank kann nur die Notenpresse arbeiten lassen; und da sie für den allgemeinen Geldumlauf noch für 450 Millionen Pesetas Noten ausgegeben hat, die mit höchstens 350 Millionen in Gold gedeckt sind, so ist die schnell riesig angewachsene Notenschuld des Staates ohne jede Baarbedeckung. Dieser Zustand findet den richtigen Ausdruck in einem Goldagio von etwa 44 Prozent. Nun war es aber bisher nicht schwer, im Lande selbst das Papiergeld anzubringen, so daß die Rüstungsaufträge mühelos ausgeführt werden konnten. Und bei Bestellungen im Auslande bezahlte man eben für Objekte, die Amerika für 100 000 Dollars kauft, bis zu 150 000 Dollars. Mehr als das große Agio macht also die Differenz nicht aus. Schmerzlich ist allerdings die Pflicht sofortiger Bezahlung; Das merkte man am Kurs von Check-Paris in Berlin, als von Barcelona aus zwei große Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie angekauft wurden. Ob dieser Verkauf für die Rhederei vortheilhaft war, werden die klugen Hamburger sich wohl ausgerechnet haben. Für den Handel sind solche Schiffsverkäufe nicht unbedenklich. Spanien ist der Konvention gegen das Kaperecht nicht beigetreten. Die Deutschen aber, deren Waaren heute auf allen Meeren schwimmen, haben das größte Interesse daran, dem Kapereunfug ein Ende bereitet zu sehen, und deutsche Rhedereien sollten deshalb zu solchen Zwecken keine Schiffe verkaufen.

Unserer Regierung, die erfolgreich damit beschäftigt war, von den Bodenkreditbanken eine halbe Million für die abgebrannte Rational-Hypotheken-Kreditgesellschaft in Stettin zu erbitten, blieb wahrscheinlich keine Zeit, sich um unbedeutende Dinge wie spanische Schiffsankäufe und Kapertwesen zu kümmern.

Eine Baissespekulation war, im Gegensatz zu Italien, in Spanien aus patriotischen Gründen unmöglich. Die vermögenden Herren in Barcelona, Madrid, Bilbao u. s. w. hatten in Paris große und offene Hausspositionen. Die französischen Coulissenfirmen waren aber durch die Verschärfung des Konfliktes mit Amerika ängstlich geworden und hatten auf die bei ihnen laufenden Positionen hin ungemein große Vorverkäufe unternommen, an denen — die ohne die Haussengagements ja nicht zu denken waren — dann allerbing's Schätze verdient worden sind. Daß eine beträchtliche Contremine auch jetzt noch besteht, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß an deutschen Börsen die kleinen Stücke um 4 $\frac{1}{4}$ bis 5 Prozent theurer als die großen gesucht werden; natürlich für fremde Rechnung, da unser Kapital mit spanischen Papieren längst nichts mehr zu thun hat. Merkwürdig war dabei, daß nach den glaubwürdigsten Berichten einige new-yorker Spekulanten in der letzten Zeit enorme Posten Spanier in London und Paris zu fixen begannen; wenn man selbst an der Trübung des politischen Horizontes mitwirken kann, muß ja die Ultimoabrechnung unter allen Umständen gut ausfallen. Das geschah in den Tagen, wo man an unseren Börsen von großen amerikanischen Käufen in Spanien fabelte; die Amerikaner sollten nämlich geplant haben, Ruba wie eine havariete Waare zu kaufen und die Hidalgos in Madrid dann in Extérieurs zu bezahlen. Das wäre zur heutigen Notiz ein fettes Geschäft!

Sicher sind mit der lärmenden Kriegssagitation in den Vereinigten Staaten allerlei Yankee-Interessen verquidt. Die amerikanischen Bankiers wissen sehr gut, welcher mächtige Ring mit der aufständischen Junta, deren Sitz bekanntlich in New-York ist, einen Pakt abgeschlossen hat. Danach hätten die Spekulanten den Rebellen ein paar Millionen hingeworfen, die mit Zinseszinsen zurückgezahlt werden sollen; dazu kommen noch genau umschriebene Eisenbahnkonzeffionen, Monopole u. s. w. Wäre die Erfüllung des Vertrages möglich, so würde die Bevölkerung Kubas nach wie vor ausgebeutet werden und nur die sehr ehrenwerthen Personen würden wechseln. Zu diesem Nießengeschäft gehört aber nicht nur die Befreiung der Antilleninsel vom spanischen Joch, sondern auch deren völlige Autonomie, da keine fremde Regierung, auch die schwächste nicht, auf die schlaue Spekulation Rücksicht nehmen würde. Deshalb fordert man in Washington so laut die Unabhängigkeit Kubas. Als ich einen Geschäftsmann von drüben fragte, ob er ernstlich glaube, solche Interessen könnten den Senat bestimmen, antwortete er recht entschieden: Unser Senat

kennt nur Privatinteressen. Allerdings wüßten auch Possinsigen der Anly Bryan's mit, die, wenn die Kriegskosten allzu hoch werden sollten, mit den trage herausrücken könnten, statt in Gold, in Silber zu bezahlen.

Mac Kinley wollte, wie es eine Welle schien, die Annektion Kubas; aber leicht wollte er auch den ganzen Kampf dadurch vermeiden, daß er ein Progre andeutete, dessen Erfüllung den Senatoren und ihrem Anhang keinen Nutzen br würde. Da er selbst das Wesen der aufständischen Verwaltung so schildert, die Anerkennung einer solchen Anarchie kaum denkbar erscheint, wäre es nicht geschlossen, daß er eine weitgehende Autonomie Kubas unter spanischer Oberf

wünscht. Nach dem herabgestimmten Ton, der in Madrid angeschlagen wurde, hielt man es immerhin für möglich, daß Spanien sich mit der Oberhoheit begnügen würde, wenn die Vereinigten Staaten gewisse Garantien übernähmen. Damit wäre aber die Verwickelung noch nicht erledigt; auch die Insurgenten hätten ein Wort mitzusprechen. Die Junta soll keine Majorität für sich haben und unter den Kämpfenden selbst soll der Gedanke an eine völlige Trennung von Spanien nicht allzu lebhaften Sympathien begegnen. Spanien möchte nun eine hübsche Pefetensumme auf Reisen schicken, — und zwar nicht nur nach Kuba, was ja schon häufig genug geschehen sein mag, sondern auch nach New-York und Washington, um die Leute zu entschädigen, die durch die Vereitelung ihres vorhin geschilderten Planes den erhofften Gewinn und obendrein ihr baar hineingestecktes Geld verlieren. Mit 30 Millionen Pefetas, natürlich in Metall, soll die ganze Geschichte zu machen sein, selbst wenn die Vermittler, wie zu erwarten ist, hohe Forderungen stellen.

Die Nachgiebigkeit der spanischen Staatslenker ist begreiflich, weil sie sich gegen ihren brutalen Gegner hilflos fühlen. Das Beispiel des Sezessionskrieges steht ihnen vor Augen; damals focht der Süden muthig genug, aber für jeden Soldaten, den der Norden verlor, erstanden zehn neue Kämpfer. Daß die Spanier in Paris kein Geld fanden, ist erklärlich: die französischen Banken haben über Spanien den Boykott verhängt, seit in der Couponfrage bei den spanischen Eisenbahnprioritäten Schwierigkeiten entstanden. Die französischen Besitzer — und ihre Zahl ist Legion — bestehen auf Goldzahlung, während die Bahnen, unterstützt von der Regierung, nur Papier geben wollen. Der Unterschied macht einige 40 Prozent aus. Trotzdem ruhen die Anleiheverhandlungen keinen Augenblick. Die neue Quecksilberfinanzirung hat der ehemalige Kupniker, der englische Rothschild, vorläufig abgelehnt, weil der geforderte Betrag zu hoch sei. Da aber ein neuer Kontrahent gegen eine Provision den Alleinverkauf des Artikels erhalten könnte, so würde er den ganzen Quecksilbermarkt beherrschen. Das reizt. Doch die vier Millionen Pfund, die Spanien verlangt, wären ja nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ganz anders würde ein erweitertes Tabakmonopol aussehen, wobei die Unterhändler natürlich an eine Ablösung der bisherigen Aktiengesellschaft zu denken hätten. Das wäre ein Objekt von mindestens 800 Millionen Francs.

Geld würde beim Ausbruch des Krieges sehr knapp werden, so daß London und Berlin ihren Bankdiskont noch beträchtlich höher zu setzen hätten. Amerika hat ja riesige Bankguthaben in Europa, die sofort fast sämmtlich zurückgezogen würden. Schon jetzt wird deshalb die Frage erörtert, wie sich unsere Reichsbank zu umfassenden Goldentnahmen stellen dürfte. Einige Herren scheinen dem Präsidium eine schwierige Haltung zu empfehlen. Die Financiers sind gegen eine solche Politik, die sie für unklug halten, da doch nur wirkliche Guthaben entzogen werden und ein Staat seinen Handelsdruf nicht verbessere, wenn er einer einfachen Einkassirung von Forderungen Hindernisse in den Weg lege.

In meinem letzten Artikel hatte ich unter den früher in London heimischen Banken statt der Wechselbank die German Bank angeführt. Nur die erste hat liquibirt, während die zweite noch heute, und mit guten Resultaten, fortbesteht.

Briefkasten.

Afrikaner im Harz. Gewiß: die Thatsache, daß Herr Verhart von Buchka zum Kolonialdirektor ernannt worden ist, mußte allgemein überraschen. Man hatte, nach allen üblen Erfahrungen der letzten Jahre, gehofft, endlich einen erfahrenen Kenner der afrikanischen Verhältnisse auf diesen Posten gestellt zu sehen. Herr von Buchka kennt Afrika nicht, hat auch öffentlich nie ein besonders lebhaftes Interesse für die deutsche Kolonialpolitik gezeigt. Er ist der Sohn eines bedeutenden Juristen, der im mecklenburgischen Justizdienst Jahre lang fast allmächtig war; daher der Adel und die ungewöhnlich schnelle Karriere des Sprossen, der schon mit fünfunddreißig Jahren Oberlandesgerichtsrath sein konnte und endlich von Eingeweihten als künftiger Präsident des rostocker Oberlandesgerichtes genannt wurde. Daraus scheint nichts geworden zu sein und vielleicht ist Herr von Buchka deshalb in den Reichsdienst abgeschwenkt. Wegen seines Charakter und seine Intelligenz ist nichts zu sagen; er ist sicher eins der geschicktesten und gewandtesten Mitglieder der konservativen Reichstagsfraktion. Aber Kolonialdirektor? Ihre Vermuthung, daß der mecklenburgische Regent Herzog Johann Albrecht, der ja auch für Herrn Paul Kayser schwärmte, den neuen Mann für das Amt empfohlen hat, wird wohl richtig sein. Kayser war der flinkere, schneller auffassende Kopf, aber Herr von Buchka ist adelig, christlich-konservativ und parlamentarisch gebrillt. Seine Ernennung schmeichelt den norddeutschen Konservativen, denen es freilich im Wahlkampf auch wieder schaden kann, wenn die Gegner auf die Beförderung der Herren von Poddieleski und von Buchka hinweisen. Bedenklich ist die Sache nicht nur im Interesse unserer Kolonialpolitik, die unter juristischer Bureaucratie schon so viel gelitten hat; man wird überhaupt traurig gestimmt, wenn man sieht, nach welchen veralteten Grundfäßen sich bei uns noch immer die Beamtenauslese vollzieht.

J. G. in Posen. Sie haben Recht: lange konnte man keinen Schritt der Regierung so aufrichtig loben wie den Erlass an die politischen Beamten der Provinzen Posen und Westpreußen. Die darin ausgesprochenen — und mehr noch angedeuteten — Anschauungen sind verständig und können, wenn sie nicht im Papierbereich verdorren, dem bedrohten Deutschtum der Ostmark nützlich werden. Freilich werden auch die agrarischen und industriellen Kapitalisten ihre Mitwirkung nicht versagen dürfen: so lange sie den billigeren slavischen Arbeiter dem deutschen vorziehen, ist die Slavisierung des Landes nicht aufzuhalten. Die Verhältnisse sind nicht mehr so wie in den Tagen, da Bismarck seine großen Polenreden hielt; ein starker polnischer Mittelstand ist herangewachsen und die Provinzen können nur durch eine kluge, taktvolle und feste Politik und durch ernste wirtschaftliche Arbeit vor der slavischen Fluth bewahrt werden.

Ein Borusse. Nein, der Eintritt der Staatssekretäre in das preussische Ministerium kann nicht als vortheilhaft betrachtet werden. Das Gewicht der Kräfte verschiebt sich dadurch und wir nähern uns immer mehr der Bildung des Ungethümes „Reichsregierung“, vor dem Fürst Bismarck so oft und so eindringlich gewarnt hat. Die Gehaltsfrage ist unbeträchtlich. Aber ein allen — oft unkontrollierbaren — berlinischen Einflüssen zugänglicher Centralismus kann nicht das Ziel unserer Wünsche sein. Wir haben den berechtigten Partikularismus jedes Bundesstaates zu achten und wollen auch dem Ministerium des größten Bundesstaates seinen rein preussischen Charakter wahren. Es ist nicht gut, wenn Staatssekretäre in ein kollegiales Verhältniß zu Herren treten, denen sie nach dem Sinn der Reichsverfassung untergeben sein sollen. Die schiefe Ebene wurde schon be-

schritten, als die deutschen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichsfinanzsekretärs in Frankfurt tagten. Jetzt sind die Inhaber der drei wichtigsten Staatssekretärstellen preussische Minister; der Kanzler hat in Preußen also vier sichere Stimmen. Die Verfassung des Deutschen Reiches ist, nicht oft genug kann daran erinnert werden, ein zartes, künstlich gefügtes Gebilde, das die vorsichtigste, subtilste Behandlung fordert.

v. B. in Wiesbaden. Sie wundern sich darüber, daß der Kaiser telegraphisch den Herren Blumenthal und Kadelburg seine Freude an ihrem neuesten Schwank aussprechen ließ. Muß man denn immer wiederholen, daß einem Monarchen das jedem Bürger zustehende Recht, seinen Privatgeschmack zu haben und nach Belieben zu äußern, unter keinen Umständen beschränkt werden kann? Dem Kaiser gefällt der „Hüttenbesitzer“, „Charleys Tante“, „König Heinrich“, „Renaissance“, der „Burggraf“ und der harmlos lustige Schwank der Firma Blumenthal & Kadelburg. Es ist Ihr Recht, einen anderen Geschmack zu haben, aber Sie können im Ernst nicht verlangen, daß der Kaiser sich vorschreiben läßt, was ihm im Theater zu gefallen hat.

K. N. in München. Auch hier, wie wohl im ganzen Reich, ist das vorige Heft der „Zukunft“ konfisziert worden, weil der Amtsanwalt beim Amtsgericht München I findet, der Artikel „König Otto“ sei geeignet, „das Publikum als solches ungebührlich zu belästigen und zu beunruhigen“, und der Verfasser habe deshalb „groben Unfug“ verübt. Diese Auffassung hat mich natürlich nicht weniger als Sie überrascht und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir nicht zutrauen, ich könne die Schande, die widrig gemeine Absicht gehabt haben, den unglücklichen Geisteskranken, der die bayerische Krone trägt, zu kränken. Ueber den Gesundheitszustand und das psychische Verhalten des Königs Otto sind seit Jahren unzählige Anekdoten und Bulletins verbreitet worden und ich wäre, auch wenn ich gewollt hätte, gar nicht im Stande gewesen, ein neues Wort darüber zu sagen. Der Sinn des Artikels war nicht mißzuverstehen; er sollte ausdrücken: so hat in fünfzig Jahren die Stimmung sich verändert, so fest sind seit Achtundvierzig die Wurzeln der monarchischen Institutionen in Deutschland geworden, daß selbst das Unglück, einen psychisch unheilbar Erkrankten König nennen zu müssen, von dem treuen Bayernvolke geduldig ertragen wird und kein Mensch daran denkt, den entsehligen Zufall gegen die Institution selbst zu verwerthen. Die Darstellung war, wie es das Thema heischte, durchaus ernst und hielt sich von allem Anekdotenklam fern. Ueber den Versuch, die Verbreitung dieses Artikels unter den nachgerade berücksichtigten Begriff des „groben Unfuges“ zu bringen, brauchen wir uns hier nicht mehr zu unterhalten. Die beste Kritik solcher staatsanwaltschaftlichen — und manchmal leider auch gerichtlichen — Praxis hat Otto Mittelstaedt geliefert, als er am ersten Januar 1898 über den „Unfug in der Rechtsprechung“ hier sagte: „Da befindet sich unter den vierzehn Nummern des § 360 unseres Strafgesetzbuches auch ein Verbot, das unter Nr. 11 Denjenigen, der „ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm erregt oder groben Unfug verübt“, mit Geldstrafe von 1 bis 150 Mark oder Haftstrafe von einem Tage bis zu sechs Wochen bedroht. Der Ursprung dieses löblichen Polizeiverbotes im preussischen Allgemeinen Landrecht, die Stelle, an der es steht, seine unmittelbare Verbindung und Zusammenfassung mit verwandten, die äußere Ordnung rein äußerlich schützenden Normen, die dürftige Grenze des angedrohten Strafmaßes, endlich, last not least, das natürliche Sprachgefühl dulden hier nicht den geringsten Zweifel, daß das Gesetz unter „groben Unfug“ ausschließlich bubenhafte Frevel des Straßenverkehrs verstanden wissen will, die, wie der ruhestörende Lärm die Ohren, so in anderer sinnfälliger Erscheinung die ordinäre

polizeiliche Ordnung, die Ruhe, die normale Empfindung des großen Publikums unmittelbar und äußerlich zu verletzen geeignet sind. Dem bescheidensten Laienverstande wie der beschränktesten Juristentchnik muß ohne Weiteres einleuchten, daß, sobald man, planlos ins Blaue interpretirend, ‚Unfug‘ und ‚Unrecht‘ durcheinander mengt, man eine vollkommen vernünftige in eine durch ihre leere Allgemeinheit geradezu sinnlose Gesetzesbestimmung umwandelt. Wo ‚grobes Unrecht‘ anfängt und wo es aufhört, weiß Niemand mehr. Damit wäre also dem heutigen Strafrichter die absolute willkürliche Machtvollkommenheit eingeräumt, alles in der Welt denkbare Thun oder Unterlassen, das ein steuerloser Juristenkopf als arges ‚Unrecht‘ empfindet, mit sechs Wochen Haftstrafe zu ahnden.“ Mittelstaedt erzählt dann, wie in einem — von ihm verfaßten — Urtheil des dritten Strafsenates vom dritten Juni 1889 das Reichsgericht sich zu der Anschauung bekannte, „daß der § 360, No. 11 des St. G. B. wesentlich Straßenunfug im Auge habe, keinesfalls aber eine allgemeine subsidiäre Strafbestimmung enthalte, der Alles untergeordnet werden dürfe, was einem Richter als ‚Unrecht‘ erscheine, ohne daß es doch von irgend einer anderen strafrechtlichen Norm getroffen werde;“ wie sechs Jahre später ein anderer Senat des Reichsgerichtes eine Entscheidung fällte, die „als Muster einer haltlos ausbehenden Gesetzesinterpretation dienen kann“, und welche Rolle seitdem der Unfug in der deutschen Rechtsprechung gespielt hat. Jetzt sind wir auf dem abschüssigen Wege glücklich so weit gekommen, daß der Versuch gewagt werden darf, einen ersten, in keinem Satz sensationell gefärbten Artikel, der nichts Neues bringt und keinen wachen Menschen belästigen oder beunruhigen kann, als „groben Unfug“ zu charakterisiren. Der Versuch wird nach menschlicher Voraussicht ja erfolglos sein, denn es scheint einstweilen noch nicht denkbar, daß deutsche Gerichte sich der Auffassung des münchener Amtsanwaltes anschließen. Davin stimme ich mit Ihnen überein. Aber — ich will von der materiellen, durch die Konfiskation bewirkten Schädigung nicht erst viel reden — finden Sie es nicht schon recht nett, daß ich zum achtundzwanzigsten April als des Unjuges Angeklagter nach München geladen bin, und meinen Zie, angesichts der gehäuften Takasserien, nicht auch, daß es ein Vergnügen ist, im Deutschen Reich Publizist zu sein?

R. W. in Waldburg. Ob während der Wahlzeit besondere Aufregungen zu erwarten sind? Ach nein. Zwar wird hier nicht aus dem Kaffeesack geweissagt, also ist's nicht ganz sicher. Aber woher sollen die Aufregungen kommen? Merken Sie denn nicht die allgemeine konstitutionelle Ermattung unseres politischen Lebens, die fast schon an senilen Marasmus erinnert? Kein Feuer, kaum Kohle. Vielleicht kracht das Gefüge der nationalliberalen Partei zusammen, deren Zeit um zu sein scheint, und ein Theil der Herren, die bisher auf diesen Namen gewählt waren, etabliert sich unter anderer Firma. Vielleicht gewinnen die Sozialdemokraten, denen auch der rechte Elan entschwunden scheint, ein paar Mandate, vielleicht sind sie schon froh, wenn sie den Besitzstand erhalten können. Aber Aufregungen? Es ist gar nicht unmöglich, daß die Wahlbetheiligung diesmal schwächer wird als je vorher, denn der Glaube an den Reichstag, seine Macht und Widerstandsfähigkeit ist enturzelt. Ihre andere Frage, ob der Fürst zu Hohenlohe etwa heimlich schon aus dem Amt geschieden ist, muß bestimmt verneint werden. Es geht ihm im Kanzlerpalais sehr gut. Qui bene latuit, bene vixit: Das slang ehemals parodox, für deutsche Staatsmänner aber bestätigt es jetzt die Zeit.